GONZAGUE DE REYNOLD

DIE SCHWEIZ IM KAMPF UM IHRE EXISTENZ



GONZAGUE DE REYNOLD

DIE SCHWEIZ IM KAMPF UM IHRE EXISTENZ



GONZAGUE DE REYNOLD

Die Schweiz im Kampf um ihre Existenz

DEUTSCH VON
ED. HORST VON TSCHARNER

1934
VITA NOVA VERLAG LUZERN

Druck durch die Buchdruckerei Schill & Cie., Luzern

INHALT



EINLEITUNG

Pessimismus im Urteil, aber Optimismus im Handeln

Seit mehr als dreissig Jahren gilt mein Denken der Schweiz und ihrem Schicksal. Wenn ich meine alten Betrachtungen hier zusammenfasse und fortsetze, lasse ich mich von meinem bewährten Grundsatz leiten: sei pessimistisch im Urteil, um desto optimistischer zu sein im Handeln.

Es ist ein militärischer Grundsatz. Beim Heer wird uns in der Taktik gelehrt, man solle an das Schlimmste denken bei der Vorbereitung, aber desto zuversichtlicher sein, wenn es gilt zu handeln. Bossuet sagte vom grossen Condé: «Es war einer seiner Grundsätze, man müsse die Feinde fürchten in der Ferne, um sie nicht mehr zu fürchten in der Nähe, und sich freuen, wenn sie heranrücken.»

Wir stehen mitten in der Krise. Alle wissen es, selbst der Dorftölpel. Jedermann hat das Wort Krise im Mund. Aber nur bedenklich wenige wissen, was das bedeutet. Eine Krise: das ist eine schicksalsschwere und entscheidende Spanne Zeit, in der sich ein Umschwung vorbereitet, von dem niemand weiss, ob er zum Heil gereichen wird oder zum Unheil. Nur *dass* ein Umschwung kommt, ist sicher.

In Krisenzeiten greift der *geistige Mensch* in die Politik ein. Nicht aus Ehrgeiz, sondern aus Pflicht. Seine Haltung ist der des *Politikers* genau entgegengesetzt. Der Politiker — ich sage Politiker, nicht Staatsmann — ist optimistisch im Denken. Er ist es, weil er der Demokratie schmeichelt und weil die Demokratie ohne Optimismus gar nicht leben könnte: eine Demokratie, die nicht an die angeborene Güte des Menschen, an den unbegrenzten Fortschritt, an die Unfehlbarkeit der Vernunft glaubte, wäre keine Demokratie; denn die Demokratie verwirklicht sich nie in der Gegenwart — sie ist eine Hypothek auf die Zukunft, ist immer ein Ding von morgen, nie von heute. Der Politiker ist aber auch noch deshalb Optimist, weil er ein Mensch ist, der sich weder um die Vergangenheit kümmert, noch in die Zukunft

zu schauen liebt. Der Politiker lebt von überkommenen Ansichten, nicht von wirklichen Erfahrungen. Er sagt: «Es wird sich alles wieder geben» und «Es ist immer so gewesen und wird immer so bleiben.» Wenn aber die Ereignisse ihn überraschen, verliert er die Fassung, steht stumm und ratlos: ein Optimist im Urteil, wird er ein Pessimist im Handeln, da er ja unfähig wird zu handeln. Denn der Politiker ist kein Realist, selbst — und vor allem — wenn er glaubt, Realpolitik zu treiben. Wenn dagegen der geistige Mensch pessimistisch ist, so kommt dies gerade daher, dass er ein Realist ist, der voraussehen kann. Er ist also geistig vorbereitet; denn der Gedanke ist die ewige Quelle der Tat, jenes praktischen Opimismus', aus dem die grossen Umwälzungen der Geschichte hervorgegangen sind.

Wenn wir optimistisch sein wollen im Handeln, müssen wir den Mut haben, allen Möglichkeiten, allen Schwierigkeiten, allen Gefahren unverwandt ins Auge zu schauen. Wir müssen den Weg vor uns her frei machen von allen Trugbildern und Vorurteilen, allen hergebrachten Anschauungen und Gewohnheiten. Wir dürfen vor allem den Gegner nicht unterschätzen, müssen die Stelle des stärksten Widerstandes suchen. Dann wird unser Handeln machtvoll und führt uns zum Sieg, der einzig unser Ziel sein darf.

Auf diese Weise, mit dieser Methode bereitet der geistige Mensch mindestens die Arbeit des Tatmenschen vor und bahnt ihr den Weg. Um die Tat vorzubereiten und um überhaupt handeln zu können, hat jeder grosse Politiker damit begonnen, dass er sich auf seine eigene Idee konzentrierte. «Der Held», sagt Emerson, «ist ein unerschütterlich konzentrierter Mensch.»
Und für den Helden, für den grossen Politiker, ist die Tat wirklich die Schwester des Traums.

Lasst uns also eine grosse Idee haben von der Schweiz! Eine grosse Idee, die das Gegenteil ist von grossen Phrasen. Eine kleine Idee, eine billige Idee drückt sich immer in Phrasen aus: Schützenfest- und Völkerbund-Rhetorik. Aber um eine hohe Idee von der Schweiz zu haben, müssen wir erst die äusseren und inneren Gefahren erkennen, die unser Land heute bedrohen. Wir müssen die Schweiz immer aufs neue gewinnen — den Schweizern selbst abgewinnen. Denn die gefährlichsten Feinde der Schweiz sind immer die Schweizer gewesen.

Das Problem

Bei unserem Problem handelt es sich nicht um die schweizerische Verfassung, sondern um die Schweiz.
Das Problem der Schweiz aber stellt sich uns in drei Teilen dar: Der erste Teil ist gegeben durch den gegenwärtigen Augenblick als solchen.

Der zweite ist bestimmt vom Bewusstsein der neuen Welt, vom Wissen, dass wir in einer Zeitwende stehen und in eine neue Zeit eintreten.

Den dritten Teil und Gegenstand des Problems bildet das Bewusstsein der Schweiz, ihres Charakters, ihrer Eigenart, alles dessen, was beständig und wesentlich an ihr ist.

Der Rhythmus unsrer Geschichte

Es ist nicht wahr, dass die Geschichte sich wiederholt. Es ist sogar zweifelhaft, ob es Gesetze gibt in der Geschichte. Wohl gibt es in der Geschichte Ereignisse, die gleich oder ähnlich verlaufen, aber jede Nation entwickelt sich nach einem eigenen geschichtlichen Rhythmus. Jede Nation besitzt einen eigenen Dynamismus, den sie ihrem Ursprung verdankt, ihrem Geist und den Umständen, die diesen gebildet haben. Jede Nation hat ihre «Konstanten», Grundkräfte, die stets dieselben bleiben im Wandel der anderen. Jede Nation hat in ihrer Struktur einen natürlichen Mangel, den sie nie auszulöschen vermag und den sie deshalb durch die Einsicht der Menschen, die ihre Geschicke lenken, ausgleichen muss. Aus diesem Grunde erklärt ja Alfred de Vigny, dass die einzige politische Rolle des Schriftstellers darin bestehe, dort stark zu sein, wo die Nation schwach ist.

Welches ist der Rhythmus der schweizerischen Geschichte?

Die schweizerische Geschichte spielt sich, bis zum heutigen Tage, in drei grossen Epochen ab, in denen sich der Staat politisch und wirtschaftlich und sozial begründet, entwickelt und verbraucht. Der Verbrauch bringt eine Krise. Die Keime der Auflösung steigen dann an die Oberfläche herauf, und es scheint, als ob das Land sich auflösen und verschwinden werde. Doch im Gegenteil, es überwindet die Krise, erneuert und verjüngt sich. Allerdings geht es um eine alte Kraft beraubt aus der Krise hervor, und seine Wiederherstellung fordert einen Verzicht.

So tritt die Schweiz, nachdem sie selbst aus einer grossen europäischen Wandlung, der Freiheitsbewegung der bürgerlichen Stände, geboren ist, in die erste Epoche ihrer Geschichte ein: die heroische Epoche. Diese läuft in eine Krise aus, wiederum hervorgerufen durch eine europäische Umwälzung: die Reformation. Wie diese Krise mit Mühe überwunden ist, beginnt die zweite Epoche: die patrizische Epoche. Diese wiederum geht schliesslich im Sturme unter, den die französische Revolution entfesselt hatte. Darauf beginnt die demokratische Epoche, und wir sehen jetzt, dass auch sie in eine Sackgasse mündet. «Entwicklungskrise oder Lebenskrise?» schrieb ich, mit einem Fragezeichen, im Jahre 1914, zu Beginn des Weltkriegs. «Das wird vom Willen der Schweizer abhängen und von ihrer Kraft, fremden Einflüssen zu widerstehen, ebensosehr und mehr als von den Ereignissen.»

Nun, was sich seit 1914 ereignet hat, bringt mich zu der Ueberzeugung, dass es sich tatsächlich um eine Lebenskrise handelt und nicht nur um eine Krise der Entwicklung. Denn — so schrieb ich 1914 — die Geschichte der Schweiz ist nicht unabhängig, sondern bestimmt durch die Geschichte Europas. Alle grossen Bewegungen und alle grossen Konflikte Europas wirken unmittelbar auf die Schweiz zurück. Das bitte ich meine Leser nie zu vergessen.

I.

DAS BEWUSSTSEIN DES AUGENBLICKS

Keine Nation ist ewig

Wer sprach doch diese Wahrheit aus: «Wir wissen, dass wir sterben werden, aber wir glauben es nicht»?

Wir wissen, wenn wir Historiker oder Philosophen sind, dass die Regime vergehen, dass die Nationen verschwinden, dass die Rassen entarten und aussterben, dass die Kulturen unter der Erde begraben werden. Tatsächlich glauben wir es aber nicht, ja tun sogar so, als ob wir es nicht wüssten. Denn ein Staat muss sich als unsterblich betrachten: wenn der Staat sich nicht als unsterblich betrachtete, würde er mit seinem Zweifel seine Idee verleugnen und sich selbst aufheben.

Nichts bürgt dafür, dass die Schweiz ewig dauert. Sie ist in einer bestimmten Epoche der Geschichte erschienen und sie kann in einer anderen Epoche wieder verschwinden.
Rückt diese Zeit heran? Es wäre klug, wenn wir uns diese Frage stellten, sowie es für uns Menschen auch klug ist, an den Tod zu denken.

Wenn die katholische Kirche den Christen auffordert, über sein Ende nachzudenken, so soll ihn dies nicht entmutigen, im Gegenteil. Es soll ihn einladen, sein Leben mit dem Sinn seines Lebens zu vergleichen, sich Rechenschaft zu geben über seine Handlungen und Gedanken, sich zu fragen, ob er auf dem guten oder schlechten Wege wandelt, ob er so seines Weges weiterziehen oder umkehren soll. An den Tod zu denken ist das wirksamste Mittel, richtig zu leben. Warum sollte unser Volk nicht aufgefordert werden, über das Ende seiner Heimat, der Schweiz, nachzudenken? Ob diese Heimat, unsere Schweiz, noch dem Sinn ihres Daseins gemäss lebt, ob sie auf dem guten Weg ist oder auf dem schlechten, ob sie so weiterfahren oder ob sie umkehren soll?

Ich lege meine Feder hin, um durch mein offenes Fenster ins Land hinauszuschauen. Wir sind im Jahre des Herrn Tausendneunhundertvierunddreissig. Die Schweiz hat ein politisches Leben von sechshundertdreiundvierzig Jahren und ein virtuelles Dasein, in einem Zustand der Vorgestaltung, von mindestens zweitausend

Jahren hinter sich. Wir haben den neunundzwanzigsten Tag des Monats Mai, es ist Abend, eben schlug es sechs Uhr vom Turm meiner Kirche. Kein Wölklein am Himmel. Die Berge werden blau, und die Gletscher röten sich. Alles eitel Herrlichkeit und Glanz, Stille und Frieden. Denken wir, dass dieses Land verwüstet, zerstört werden, dass es anderen als uns gehören, einen anderen Namen als den unseren tragen könnte! Denken wir, dass dies geschehen, dass dieses Geschlecht es erleben könnte!

Dies ist nicht etwa ein schlechter Witz, oder eine Fastenpredigt. Es ist eine Möglichkeit, wie sie in der Geschichte oft zum Ereignis geworden ist. Wo sind z. B. heute das Burgunderreich und das alamannische Herzogtum?

Worauf beruht aber diese Möglichkeit?

Stärke und Schwäche der Schweiz

Die Schweiz ist als Staat von Natur aus schwach. Sie ist von Natur aus schwach, weil ihr die natürlichen Voraussetzungen der Einheit fehlen. Die Schweiz besitzt keine Einheit der Rasse noch der Sprache noch der Religion. Ja, in ihr eigenes Gebiet hinein setzen sich die grossen Nachbarvölker fort: Deutschland in die deutsche Schweiz, Frankreich in die französische Schweiz, Italien in den Tessin. Durch Kultur, Bildung, das ganze Geistesleben sind wir zentrifugalen Kräften preisgegeben, gegen die wir täglich anzukämpfen haben. Und dieser Kampf ist schwierig. Wenn wir uns in unsere Kammer einschliessen, ersticken wir; wenn wir unsere Türen weit aufmachen, kommen wir in die Gefahr, überfallen zu werden. So sind wir verurteilt, gespalten zu bleiben zwischen den Heimatländern unserer Rassen, unserer Sprachen, unseres Geistes und unserer kleinen politischen Heimat. Freilich gibt es eine schweizerische Kultur oder wenigstens schweizerische Formen der deutschen oder französischen oder italienischen Kultur, aber das genügt nicht, um die Kluft zu füllen, die sich zwischen den verschiedenen, ja entgegengesetzten Ursprüngen, zwischen den Empfindungs- und Geistesarten öffnet. Dazu kommt noch, seit dem 16. Jahrhundert, die religiöse Spaltung. Auch diese wird nie verschwinden, weil zwischen dem Katholizismus und dem Protestantismus nicht nur Gegensätze der religiösen Lehren bestehen, sondern auch, und zwar notgedrungen, tiefgreifende Unterschiede in der Art, das Leben aufzufassen und es zu leben. Protestantismus

und Katholizismus bilden so zwei geistige Lebensräume, die sich über unsre drei grossen, natürlichen Lebensräume legen.

Was uns zusammenhält, ist eine politische Idee. Aber eine politische Idee ist zugleich schwach und stark. Sie ist stark, weil in ihr ein gemeinsamer Wille zur Unabhängigkeit lebt. Sie ist schwach, weil dieser Wille menschlich ist, also veränderlich, unbeständig, bestimmt durch Umstände, Ereignisse, Ideen, Einflüsse, und letzten Endes durch die Menschen selbst und ihre Taten. Unsere Unabhängigkeit inmitten fremder Völker, die aber für uns keineswegs völlig und genügend fremd sind, können wir uns nur durch die politischen Regime und Einrichtungen sichern. Aber die Regime, die Einrichtungen sind nie unwandelbar; sie entstehen, ändern sich, sterben ab und fallen. So lang ihre Lebenskurve im Steigen ist, wird unsre politische Unabhängigkeit immer stärker. Wenn sie aber zu fallen beginnt, wird unsere politische Unabhängigkeit immer schwächer. Der Verbrauch eines Regimes setzt immer unsere politische Existenz aufs Spiel. Der Verbrauch eines Regimes entfesselt die zentrifugalen Kräfte, die wir von Natur aus in uns tragen, und alle Keime der Auflösung steigen an die Oberfläche herauf. Und der Verbrauch eines Regimes ruft bei uns immer eine Krise des Partikularismus hervor.

Die «Regime-Krisen» in der Schweiz

Aber es droht uns noch eine andere Gefahr:

Wir haben uns bis jetzt allzu viel eingebildet auf unsere politische Eigenart. Diese ist aber nur eine Eigenart der Anpassung. Alle Regime, die wir seit dem 13. Jahrhundert erlebt haben, waren in Wirklichkeit nur Anpassungen unserer schweizerischen Verhältnisse an europäische Zeitläufte. Alle Umwälzungen, die wir durchgemacht haben, sind die unmittelbare Folge europäischer Umwälzungen. Unsere Berge halten die grossen europäischen Sturmwinde manchmal auf und schwächen sie, bringen sie aber nie zum Stehen. Wir wählen also unsere Regime nicht: sie werden uns durch die Entwicklung Europas aufgedrungen. Ein Regimewechsel besteht darin, fremde oder allgemeine Ideen, Zeitideen in der Schweiz zu naturalisieren. Und diese Aufgabe setzt immer unsere politische Unabhängigkeit aufs Spiel.

Die Schweiz ist aus einer grossen europäischen Bewegung entstanden: der Verselbständigung der städtischen Gemeinschaften, der

Bildung der Bürgerschaften. Politisch ist sie das bereits moderne Erzeugnis eines Wechsels im wirtschaftlichen Gefüge und einer neuen Kultur. Sie ist auch das Ergebnis des langen Konflikts zwischen dem Papst und dem Kaiser, zwischen der geistlichen und der weltlichen Macht: des Investiturstreites. Dank den langen Wirren im heiligen römischen Reiche konnte sie sich um einen festen Punkt herum, den Sankt Gotthard, kristallisieren. Das erste Regime, das sie erlebte, war im wesentlichen mittelalterlich und germanisch: ein Bund städtischer und ländlicher Gemeinschaften. Das war also die heroische Epoche ihrer Geschichte.

Darauf kam die Krise der Reformation, auch sie eine unmittelbare Folge einer grossen europäischen Bewegung. Es fehlte wenig, so wäre die Schweiz ganz verschwunden. Nicht auf einen äusseren Anstoss, sondern infolge eines inneren Risses. Während vieler Jahrzehnte war das eidgenössische Band gebrochen: es gab nun zwei Bünde, die sich gegenüberstanden. Damals setzte sich ein neues politisches Regime durch, das ein Zusammenwirken im Innern und Neutralität nach aussen anstrebte: das aristokratische, patrizische Regime. Dieses Regime schuf die Kantone, es brachte uns den Föderalismus; um die Kantone zu erhalten, knüpfte es das eidgenössische Band in einer Weise wieder, die man locker genannt hat, die aber in Wirklichkeit geschmeidig war, sehr geschickt den Umständen angepasst. Allmählich kehrten der innere Frieden und der Wohlstand zurück.

Die dritte Krise, die der französischen Revolution, war viel schwerer als die Krise der Reformation. Diese hatte uns innerlich gespalten; sie hatte uns so geschwächt, dass wir auf jede Ausdehnung über unsere natürlichen Grenzen hinaus, auf jede Verbindung mit dem Meere und auf Gebiete, die wir als Bollwerke betrachteten, verzichten mussten; aber wir wurden nicht der Schauplatz eines europäischen Krieges; denn abgesehen von den Graubündnern — und diese waren damals nur ziemlich entfernte, ziemlich abgelegene Bundesgenossen — blieben wir vom Dreissigjährigen Kriege verschont, ja wir verstanden es sogar, aus seinen Folgen Nutzen zu ziehen, indem wir uns nun auch rechtlich vom Reiche lösten. Die französische Revolution dagegen brachte uns die Fremdherrschaft, verwandelte uns in ein Schlachtfeld und verleibte uns schliesslich dem napoleonischen Reiche ein. Was uns rettete, war unser passiver Widerstand, unser Föderalismus, ein

werdendes National-Bewusstsein und vor allem das Interesse, das ganz Europa an unsrer Unabhängigkeit und unsrer Neutralität hatte. Um die Neutralität zu festigen, nahmen wir ein neues Regime an: die Demokratie. Es brauchte dazu zweiunddreissig Jahre innerer Kämpfe, ja Bürgerkriege. Dann kehrten Frieden und Wohlstand zurück.

Frieden und Wohlstand aber dauerten nur zweiundsechzig Jahre, bis zum Weltkrieg. Weil wir, vor allem dank unserer Armee, nicht in den Weltkrieg hineingezogen worden waren, glaubten wir, wir würden nun zum inneren Frieden und zum alten Wohlstand zurückkehren. Wir glaubten, dass die internationale, vom Völkerbund befohlene Ordnung endgültig unsere Demokratie, unsere Unabhängigkeit festigen würde. Aber heute wissen wir, dass der Weltkrieg nur die erste Phase einer langen Umwälzung war. Die zweite Phase war der russische Bolschewismus; die dritte die wirtschaftliche Krise, eine unmittelbare Rückwirkung der amerikanischen Krise in Europa und bei uns. Wir stehen also mitten in der Umwälzung, das heisst in einer Wende zwischen einer Welt, die stirbt, und einer Welt, die geboren wird, zwischen einem alten und einem neuen Regime. Und diese Wende, wie die der Reformation oder die der französischen Revolution, diese europäische Wende gefährdet von neuem die Unabhängigkeit unseres Vaterlandes.

Die schwache Seite des alten Regimes und die schwache Seite des heutigen

Die Gefahr droht unter recht beunruhigenden Umständen.
Wenn wir den Mut haben, die Lage unvoreingenommen zu prüfen, so müssen wir zugeben, dass die Umstände heute tatsächlich schlimmer sind als im Jahre 1798. Und die Umstände von 1798 waren schon schlimmer als die der Reformation.
Diese Behauptung mag überraschen und ohne Zweifel missfallen. Aber schauen wir näher zu:

Die alte Schweiz hatte eine grosse Stärke und eine grosse Schwäche. Die grosse Schwäche war das Fehlen des Schlußsteins in ihrem Bau. Die alte Eidgenossenschaft war nur das verkleinerte Abbild des heiligen römischen Reiches. Gesetzlos und ungleichartig, hatte sie kein Zentralorgan: die Tagsatzungen waren machtlos; die gemeinsame Verteidigung beruhte nur auf dem Sempacherbrief,

höchstens noch auf dem Defensionale von Wil; überdies gab es nur zeitweilig eine gemeinsame Politik, im Innern wie nach aussen. Das alles weiss man. Das alles haben unsere Historiker des 19. Jahrhunderts und die Kompilatoren unserer Schulbücher der alten Schweiz zur Genüge vorgeworfen. Aber die alte Schweiz war nur ein System von Bündnissen, deren Ziel es war, jedem seine Unabhängigkeit und seine Oberhoheit zu verbürgen. Die alte Schweiz war nicht ein Bundesstaat, sie konnte gerade noch als Staatenbund gelten. Das eidgenössische Band war nicht so geknüpft, dass man sich nicht daraus lösen konnte, wenn man wollte. Das alte Regime betrachtete die Eidgenossenschaft als eine Gesellschaft, in die man immer eintreten, aber aus der man auch immer wieder austreten konnte, wobei man am Ausgang das bescheidene Teilchen Oberhoheit wiederfand, das man am Eingang geopfert hatte. Es handelte sich also keineswegs um eine Verfassung, sondern um Uebereinkünfte, die ebensowohl vorübergehender als dauernder Art sein konnten. Die Geschichte der alten Schweiz beweist diese Schwäche, diese Unsicherheit des Systems. Aber sie beweist auch seine Stärke. Denn die Schweiz hat trotz allem fortbestanden. Selbst wenn die Eidgenossenschaft sich nicht gehalten hat, so haben sich doch ihre Glieder gehalten. Das lag an der Stärke des Föderalismus, d. h. der Stärke jedes einzelnen Staates. Die Zerstörung des eidgenössischen Bandes zog gar nicht unbedingt die Zerstörung der Mitglieder nach sich: wenn das Band zerrissen war, konnten die Glieder es nachher wieder knüpfen.

Heute gibt es kein eidgenössisches Band im alten Sinne mehr, und selbst der Bundesstaat besteht nur noch auf dem Papier; in Wirklichkeit haben wir einen schweizerischen Staat, und dieser Staat ist stark, weil er eine Verfassung, ein Recht, eine Regierung, eine Armee, eine diplomatische Vertretung besitzt. Wir können sogar sagen, dass er vollständig geeinigt ist, unter Vorbehalt einer kantonalen Selbständigkeit, die täglich zusammenschrumpft, wie der Apfel im Winter. Was schwach war unter dem alten Regime, ist jetzt stark geworden. Aber was stark war, ist jetzt schwach geworden. Die Stelle des geringsten Widerstandes ist immer noch da, sie hat nur den Platz gewechselt; sie sitzt jetzt nicht mehr an der Spitze, sie sitzt an der Grundlage. Und sie ist deshalb nur noch fühlbarer und folglich gefährlicher für unsere Existenz selbst.

Die Zentralisierung, eine nationale Gefahr

Wir haben die Grenze der Zentralisierung überschritten. Wir haben sie seit 1874 überschritten und besonders seit 1914. Seit 1914 befinden wir uns auf einer Stufe, da die Zentralisierung zu einer nationalen Gefahr wird. Zu einer Gefahr aus folgenden Gründen:

Erstens: der Staatsabsolutismus ist im Begriff, die historische Grundlage der Schweiz vollständig zu zerstören. Indem er diese zerstört, zerstört er zugleich die rechtlichen und moralischen Prinzipien, auf die sich die Schweiz bis heute gründete. Das heisst nichts anderes, als dass er allmählich auch die Gefühle der Ehre, der Treue, ja der Heimatliebe zerstört, in denen jene Prinzipien wiederum wurzeln. Wir gelangen so zu einer neuen Schweiz, die den Namen der alten bewahrt hat, aber eben nur den Namen — zu einer Schweiz, deren wirtschaftliches Gepräge allmählich das politische Gepräge verwischen wird. Dies würde noch nicht unsere Unabhängigkeit bedrohen, sofern unser Land nur einer einzigen Rasse angehörte und nur eine einzige Sprache spräche. Aber wir finden hier die zentrifugalen Kräfte wieder. Und das ist der zweite Grund, weshalb die Zentralisierung eine nationale Gefahr ist.

Wir dürfen auch nicht vergessen, dass sich die Völker seit dem 18. Jahrhundert, seit der Romantik ihrer Rasse, ihrer Sprache und ihrer Nationalität bewusst geworden sind. Die Kulturfragen sind volkstümlich geworden. Eine vereinheitlichte Schweiz verlöre das Gefühl ihrer inneren, geschichtlichen und politischen Einheit: sie würde zu einem Tummelplatz für Separatismus und Sprachenstreite, ja vielleicht für noch tiefergreifende Kulturkämpfe. Vergessen wir nicht, dass die Deutsch-Schweizer dreimal soviel wiegen als alle romanischen Schweizer zusammen! Die Schweiz verlöre also ihr inneres Gleichgewicht, und die Dämme, die die Kantone bilden, würden gebrochen.

Dazu gesellt sich ein dritter Grund: eine vereinheitlichte Schweiz verlöre ihre Eigentümlichkeit in Europa. Anstatt eine kleine Welt zu sein, wäre sie nur noch ein kleines Land. Das sah schon Hilty voraus, als er schrieb: «Es scheint uns oft, es stehe eine Zeit bevor, in welcher die Eidgenossenschaft wieder ..... direkt vor die Frage gestellt wird, ob sie einem grösseren Ganzen sich allmählich einfügen, oder mit festem Entschlusse ihre nationale

Eigenart behaupten wolle.» Hilty betont, es sei unbedingt notwendig, unserem Volke alles zu bewahren, was seine Eigenart ausmacht, worunter er vor allem andern die föderative Struktur unseres Landes versteht. Eine vereinheitlichte Schweiz wäre in seinen Augen nichts anderes als ein «durch seine Farblosigkeit unnütz gewordenes Gemeinwesen, das nur noch eine Reduktion von schon bestehenden andern auf einen kleineren Maßstab ist». Ein solches Staatswesen «würde auch sich selbst allmählich so überflüssig und bloss hinderlich für die allgemeinen Gedanken humanitären Fortschrittes vorkommen, dass es in irgend einer der jetzt hiefür sehr erleichterten Formen in seine Auflösung einwilligen müsste». So schrieb dieser edle Geist im Jahre 1891.

Die Schweiz kennt ihre grossen Denker, ihre grossen Schriftsteller schlecht. Wenn sie sie besser kennte, würde sie sehen, dass sich beinah alle, und zwar seit dem 18. Jahrhundert, um nicht weiter zurückzugehen, über unser Vaterland und seine Zukunft beunruhigt und mit der Frage unseres nationalen Daseins beschäftigt haben. Ich könnte solcher Aussprüche noch eine Menge anführen und ein ganzes Buch damit füllen.

Was ich für die heutige Schweiz am meisten fürchte, ist die Verwirrung. Diesen G e i s t d e r V e r w i r r u n g haben wir von Natur aus in uns. Ein Sprichwort des 17. Jahrhunderts sagt: «Helvetia gratia Dei regitur et confusione hominum — die Eidgenossenschaft wird durch die Gnade Gottes und die Verwirrung der Menschen gelenkt.» Die staatliche Vereinheitlichung, die uns heute droht, erzeugt, wie wir bereits sehen, die Verwirrung aller Werte und zwar auf allen Gebieten, sie erzeugt sie durch die Nivellierung und durch die Herrschaft der Anonymität. Das kann wieder gutgemacht werden, mehr oder weniger, wenn wir eine kluge und organisationsbegabte Autorität als Staatshaupt haben. Wenn aber der Staat kein Haupt hat, keine Autorität, wenn sich die Demokratie, d. h. die Herrschaft der Zahl, die kein Gehirn hat, mit ihren wechselnden und schwankenden Mehrheiten auf Kosten der staatlichen «Gleichschaltung» geltend macht, dann werden wir eine beispiellose Verwirrung bekommen und schliesslich daran zugrunde gehen. Dass wir tatsächlich schon in dieser Verwirrung stecken, zeigen zur Genüge die Debatten der Bundesversammlung. Diejenigen aber, die nächstens die Revision der Bundesverfassung hervorrufen werden, werden uns auch zeigen, wie tief das Uebel sitzt.

In jedem Lande entstehen Unruhen und Verwirrung, zum mindesten in den Geistern, sobald ein Regime ins Schwanken gerät. In der Schweiz aber ist es schlimmer: hier handelt es sich nicht nur um Unruhen und Verwirrung, hier besteht die Gefahr der Auflösung. Weshalb, haben wir eben gesagt, doch ist es gut, es zu wiederholen: weil die Schweiz nur eine politische Grundlage hat. Wenn die Grundlage erschüttert wird, so droht das ganze Gebäude zusammenzufallen. Bei grossen, stark gefügten Nationen — unsern Nachbarn: Frankreich, Italien, Deutschland — setzen Regimewechsel, Umwälzungen, selbst die tiefstgreifenden und heftigsten, das Dasein des Landes nicht aufs Spiel, da dieses Dasein durch natürliche Einheitsbedingungen gesichert ist, die wir nicht besitzen: die Politik ist nicht die Grundlage, sondern der Bau, der auf der natürlichen Grundlage ruht, also gerade umgekehrt wie bei uns. Es gab immer ein germanisches Volk, selbst in den schlimmsten Zeiten der Zerstückelung und Unordnung: die Bindekraft der Rasse und der Sprache wirkt in Deutschland noch stärker als in anderen Ländern. Es gab immer ein Italien, selbst wenn es kein Königreich war und selbst in den schlimmsten Zeiten der Fremdherrschaft. Die Einheit Frankreichs ist so fest, dass dieses Land politische Verwirrungen ertragen kann, ohne dass seine Lebenskraft dabei wirklich geschwächt würde.

Aber wir? Die Ueberalterung eines Regimes droht immer, uns zu zersetzen, indem sie die zentrifugalen Kräfte entfesselt. Die Ueberalterung unserer Demokratie könnte vielleicht zur Stunde, da ich dies schreibe, noch gut gemacht werden; immerhin werden alle, die nicht blinde Optimisten sind, von 1914 bis heute schon viele Symptome der Zersetzung beobachtet haben. In der Schweiz ist das unmittelbare Ziel der politischen Einrichtungen, vielleicht mehr als anderswo, die Unabhängigkeit gegenüber dem Ausland und die Freiheit der Schweizer gegenüber den andern Schweizern. Aber der Verfall der Einrichtungen, der unvermeidlich ist, gefährdet die Unabhängigkeit und die Freiheit, die diese Einrichtungen lange verbürgt hatten. Viele fangen heute an, sich zu fragen, ob unsere Demokratie, nachdem sie — es wäre undankbar, dies zu verkennen — so viel beigetragen hatte zur Erhaltung, zur Festigung unserer Unabhängigkeit und unserer Freiheit, nicht schon diese Werte in Frage gestellt hat und ob sie überhaupt noch imstande sein werde, sie zu schützen. Denn das Regime ist nicht nur theoretisch fragwürdig geworden, sondern auch

praktisch. Soweit sind wir also bereits, und die Auseinandersetzungen über die liberale oder konservative Demokratie werden jetzt zu eitlem Geschwätz.

In der Schweiz das Regime in Frage stellen, heisst also unser Dasein in Frage stellen, weil dies die natürlichen und verborgenen Antagonismen wiedererweckt. Die heutigen Franzosen sind tief gespalten in der Frage des Regimes, aber sie sind nicht gespalten in der Sache Frankreichs. Wenn wir aber selbst über das Regime einig sind, so sind wir uns noch lange nicht einig über die Schweiz. Ein Zürcher Demokrat z. B. fasst die Schweiz keineswegs gleich auf wie ein Waadtländer Demokrat. Dieser ist Föderalist und jener ist Zentralist. Die tiefste Meinungsverschiedenheit werden immer diese beiden Auffassungen, die föderalistische und die zentralistische, verursachen, viel eher als die Etikette «Demokratie», die sich beide Auffassungen aufkleben. Schon jetzt wird das Wort Demokratie bei uns für drei völlig verschiedene Auffassungen der Schweiz in Anspruch genommen, denn das Wort Demokratie hat nicht denselben Sinn für einen Freisinnigen oder einen Sozialisten der deutschen Schweiz, für einen «liberalen» Protestanten der französischen Schweiz, für einen katholischen Konservativen der Urkantone. Sie sind sich nur noch über die Form der Demokratie einig, aber nicht mehr über ihren Inhalt. Betrachten wir aber heute die neuen, antidemokratischen, antiliberalen Auffassungen, so haben wir da dieselbe Erscheinung. Die «Nationale Front» neigt stark zur Zentralisierung, « Ordre et Tradition » ist föderalistisch bis an die Grenze des Separatismus. Und diese Auseinandersetzung zeigt die Reaktion der Empfindungsarten, die tiefste von allen. Regime-Verbrauch und Regime-Wechsel legen also die Empfindungsarten bloss, die germanische und die romanische, die katholische und die protestantische Empfindungsart. All unsere Unterschiede, die mehr oder weniger lange verdeckt waren, zeigen sich wieder. Und es ist wiederum die nationale Einheit, die auf dem Spiele steht. Immer die zentrifugalen Kräfte.

Wenn es aber nur auf die rassischen, sprachlichen oder selbst religiösen Unterschiede ankäme, wäre die Gefahr der Auflösung nur klein. Man könnte sogar behaupten, dass sie rein theoretisch wäre. Schliesslich lädt die Sprache uns nur ein, uns um sie zu sammeln, aber sie zwingt uns nicht dazu, wie Renan sagt. Die französische Schweiz hat sich nie von Frankreich, dessen Geschichte ihr beinahe fremd ist, loslösen müssen. Die deutsche

Schweiz ist tatsächlich seit dem Schwabenkriege, rechtlich seit dem Westfälischen Frieden von Deutschland getrennt. Der Tessin ist eine Republik geworden, ehe Italien ein Königreich wurde. Heute wünscht kein Tessiner Italiener zu werden; der tessinische Irredentismus findet sich vielleicht in Italien, aber keineswegs im Tessin. Und kein Welschschweizer denkt daran, Franzose zu werden. Und die wenigen Pangermanisten, die in der deutschen Schweiz vorhanden sein mögen, sind ein mikroskopischer Wassertropfen auf einer dicken Glasplatte.

Die neuen Faktoren

Aber es sind drei neue Faktoren, die den gewohnten alten Zustand der Schweiz vollständig ändern, und zwar im Sinne einer sehr ernsten Schwächung:

Vorerst die w i r t s c h a f t l i c h e n N ö t e:

Wir müssen zugeben, dass unsere Lage schon beinahe verzweifelt ist, wenn wir sie auch nur vom wirtschaftlichen Gesichtspunkt aus betrachten:

Keine einzige Verbindung mit dem Meere, keine Kolonien. Keine Rohstoffe. Mehr als die Hälfte unseres Gebietes ist unfruchtbar. Und wir sind, was das Tragische ist, übervölkert: die Schweiz zählt heute vier Millionen Einwohner, sogar etwas mehr; aber sie kann nur die Hälfte davon ernähren. Die andere Hälfte lebt ausschliesslich von unserer Ausfuhr; diese aber nimmt, wie wir wissen, beständig ab. Die Konkurrenz des Auslandes, selbst des entferntesten Auslandes — Japan zum Beispiel — richtet uns zugrunde. Unsere ungeschickte Steuerwirtschaft und die Schutzzollsysteme unserer Nachbarn zwingen unsere Industrie auszuwandern — sie werden nicht wiederkommen. Es ist unmöglich, unsern Lebensstandard, auf den wir so stolz sind, zu halten. Obendrein erschöpft unsere Politik noch unsere Reserven. Das wirtschaftlich imperialistische Abenteuer, in das wir uns mit so grosser Kühnheit gestürzt hatten, erlebt eine schmähliche Niederlage. Wenn wir unserem Land nicht einen höheren Sinn des Daseins geben als den wirtschaftlichen Zweck, so ist es aus. Dann bleibt uns nichts anderes übrig, als Konkurs zu erklären und uns aufzulösen oder uns an einen grossen wirtschaftlichen Block anzuschliessen; aber früher oder später werden wir dabei unsere Unabhängigkeit einbüssen.

Dies ist die unverhüllte Wahrheit. Dies ist der erste neue Faktor, den die Vergangenheit nicht gekannt hat und nicht kennen

konnte, denn in der Vergangenheit war unsere Bevölkerung kleiner; übrigens war früher jedes Volk imstande, seine Bevölkerung vom eigenen Boden zu ernähren. Und dieser neue Faktor ändert unsere Lage so sehr, dass sie nicht mehr mit unserem früheren Zustande zu vergleichen ist.

Der zweite neue Faktor: mit dem Marxismus, dem Kommunismus ist ein aktives Element der Revolution, ja vielmehr der Auflösung, in unseren nationalen Körper eingedrungen. Ein Element der Revolution waren sicher schon die Anhänger der neuen Ideen, der französischen Ideen, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, was das Schreckensjahr 1798 ja bewiesen hat. Immerhin verleugneten sie nicht das Vaterland; im Gegenteil, sie wollten es einiger, stärker, und sie erklärten sich als Patrioten, wie alle Jakobiner. Heute arbeiten die Marxisten an der Zerstörung der Vaterländer, zum Vorteil der proletarischen Internationale; für sie ist Vaterlandsliebe nur eine «bürgerliche Tugend», die wie die Religion mit der Vernichtung des Bürgertums verschwinden muss. Der Marxismus vergiftet bereits unser ganzes nationales Leben. Ihn auszuscheiden, wäre es auch mit Gewalt, ist die erste Vorbedingung für jeden Wiederaufbau. Aber wird unsere Demokratie dazu fähig sein? Sie, deren Schwäche es ist, die schlimmsten Feinde des Staates und des Vaterlandes im eigenen Schosse zu hegen?

Je mehr sich die wirtschaftliche Lage verschlimmert, um so mehr — wenigstens müssen wir dies fürchten — wird die Anhängerzahl, die Macht, die Verwegenheit des Marxismus zunehmen. Und dann könnte der dritte neue Faktor eingreifen: die Aussenpolitik eines Europa, das ganz anders ist als das von 1815, das Europa des Wiener Kongresses.

Die Schweiz in Europa

Ich betone es, denn unsere lieben Schweizer wollen sich nicht Rechenschaft darüber geben. Es ist ihnen unangenehm, dieser Tatsache ins Gesicht zu sehen. Sie werden ungehalten, wenn man behauptet, die Schweiz hänge von Europa ab. Sie bilden sich ein, dass unsere Neutralität sie beschirme, dass die Wiener Verträge diese noch verbürgten, dass unsere Unabhängigkeit von jedem fremden Einfluss ewig im Interesse ganz Europas sein werde und dass überdies unsere Armee da sei, uns zu verteidigen. Diese Vorstellung ist das folgenschwerste Trugbild, das wir heute haben.

Obwohl unsere Lage sehr verschieden ist von der des heutigen Oesterreich, so ist diese der unseren doch in einem immer ähnlicher: Oesterreich muss eine aktive Politik treiben, wenn es seine Unabhängigkeit bewahren will.

Unsere Neutralität hat uns abgewöhnt, aktive Politik zu treiben. Unsere Politik ist überdies die Folge eines Verzichtes, eines misslungenen Imperialismus. Wir haben uns allmählich gezwungen gesehen, uns Europa zu entziehen. Aber das bedeutet noch gar nicht, dass auch Europa sich der Schweiz entziehen will, um bei diesem Bilde zu bleiben. Und das heisst nichts anderes, als dass unsere Neutralität keineswegs den Verzicht der benachbarten Mächte auf Interventionsmöglichkeiten einschliesst. Wir täten wohl, diese Wahrheit im Auge zu behalten.

Die Erörterungen der Juristen über den Sinn und den Wert unserer Neutralität scheinen mir müssig. Der Wortlaut der Deklaration, in Eile und im letzten Augenblick verfasst — denn der Wiener Kongress war eben durch die Meldung von der Rückkehr aus Elba überrascht worden —, ist tatsächlich nicht klar: der Titel und die Artikel widersprechen sich. Aber selbst wenn der Wortlaut vollständig klar wäre, wenn er ohne irgend einen Doppelsinn nicht nur die Anerkennung, sondern auch die Garantie unserer Neutralität enthielte, wäre doch die Lage dieselbe.

Zuerst die geographische Lage. Ich erinnere daran und wiederhole es: die Schweiz ist ein kleiner freier Raum, zwischen Deutschland, Oesterreich, Italien und Frankreich eingeklemmt, also an einem der empfindlichsten Punkte Europas gelegen. Unser Land ist nicht, wie so viele es sich vorstellen, eine Art zweiter Mond, der über Europa schwebt, ohne es zu berühren. Und wir müssen hier noch einmal daran erinnern — und es wird nicht das letzte Mal sein —, dass unsere Nachbarn sich sprachlich in unser eigenes Gebiet hinein fortsetzen.

Dann die politische Lage. Wir sind eine Figur auf dem Schachbrett. Selbst wenn diese Figur unbeweglich bleibt, ändert sich unsere Stellung jedesmal, wenn sich die Stellung der anderen Hauptfiguren ändert. Unsere Bedeutung nimmt zu oder ab. Wir können lästig werden oder nützlich. Wir können von der Dame oder von dem Springer bedroht werden. Mit andern Worten, unsere Stellung ist bedingt. Und alle Verträge, alle Garantien der Welt können das nicht hindern.

In Wirklichkeit hängt das Interesse Europas an der Unabhängigkeit der Schweiz nur von zwei Bedingungen ab: dass wir imstande sind, uns selbst zu schützen, und dass wir keine Gelegenheit bieten zu einer Einmischung in unsere inneren Angelegenheiten. Und wir sind uns ja klar über die Schwierigkeiten, die diese zweite Bedingung bietet, und über die Leichtigkeit, womit eine fremde Macht immer einen Vorwand zur Einmischung finden wird, wenn sie eine solche für wünschenswert hält.

Einmischungen zu verhindern, keine Gelegenheit dazu zu geben, ist das Hauptproblem unserer ganzen Aussen- und Innenpolitik, seitdem wir selbst haben verzichten müssen, uns in die Angelegenheiten Europas zu mischen. Seit mehr als drei Jahrhunderten macht uns dieses Problem zu schaffen. Wir glauben, es endgültig gelöst zu haben. Aber es ist ein Problem, das wir nie lösen werden. Denn die Schweiz ist so beschaffen, dass sie zu Einmischungen geradezu verlockt. Um dies zu vermeiden, müsste man sie verlegen, sie irgendwo in Skandinavien niedersetzen oder auf der Iberischen Halbinsel, ausserhalb dieses gefährlichen Kreuzweges, wo sie sich ja naturgemäss bilden musste. Sie müsste eine Nationalsprache haben, anstatt die Sprache ihrer Nachbarn zu sprechen; sie müsste noch kleiner sein, so klein, dass sie nicht berücksichtigt werden brauchte, oder viel grösser, so gross, dass sie selbst eine Macht wäre, mit der man rechnen muss. Das alles hat nichts Widersinniges an sich. Es ist für die Schweiz eine Ehre, aber auch eine Gefahr, der europäischste aller Staaten zu sein. Sie soll den Schluss daraus ziehen und sich nicht mehr einbilden, es stehe ihr frei, in einer naturgemäss gefährdeten Lage ruhig weiter zu leben.

Denn die Stellung der Schweiz war immer gefährdet. Unsere Geschichte beweist es Seite für Seite, und sie ist wahrhaftig keine Friedensgeschichte. Abgesehen von einigen rein örtlichen Kämpfen waren alle unsere Kriege, selbst die Bürgerkriege, zuvörderst der Sonderbundskrieg, nichts anderes als Rückwirkungen der europäischen Politik, europäischer Bewegungen, Umwälzungen und Kriege. Man kann dasselbe von allen oder fast allen Ländern sagen. Für den Historiker sind das Binsenwahrheiten. Aber unsere offiziellen Geschichtsschreiber geben das kaum zu, ja verstehen es kaum. Nach ihnen, nach den Lehrbüchern, die wir in den Schulen brauchen, pflegen wir zu glauben, dass unsere lange Auseinandersetzung mit den Habsburgern, von der Schlacht am Morgarten bis zu den Schwabenkriegen, oder unser Kampf mit Karl

dem Kühnen sich in den Schranken abgespielt habe, wie ein schweizerisches Schwingerfest. Es ist bitter nötig, dass unsere ganze Geschichte vom Gesichtspunkt der europäischen Geschichte her neu geschrieben wird. Diese neue Geschichtsschreibung würde uns zwar einige schmeichelhafte Trugbilder rauben, aber für uns Menschen von heute wäre sie ungemein lehrreich.

Lehrreich, weil wir uns dabei folgender «Konstanten» unserer Geschichte bewusst würden:

Zwischen der germanischen und der romanischen Welt, zwischen Grossmächten mit entgegengesetzten Interessen, mit Expansionskräften und einer aktiven Politik, einen kleinen freien Raum zu behaupten, ist eine sehr g e f a h r v o l l e A u f g a b e. Es ist eine sehr gefahrvolle Aufgabe, eine Bergkette zu bewachen, die von so wichtigen Uebergängen wie dem Sankt Bernhard, dem Simplon, dem Sankt Gotthard und den rätischen Alpenpässen durchbrochen ist. Es ist eine sehr gefahrvolle Aufgabe, die Rheinlinie zu halten, vom Bodensee bis Basel. Es ist eine sehr gefahrvolle Aufgabe, an der Kreuzung der Strassen zu stehen, die Deutschland und Italien, Frankreich und die Donauländer verbinden. Es ist die Aufgabe des Pufferstaats, der alle Stösse aufzufangen bestimmt ist. In Kriegszeiten ein Kampfplatz zu werden, in Friedenszeiten ein Mittelpunkt von Intrigen und Einflüssen zu sein, ist ein Los, dem wir nur durch die doppelte Macht der Politik und der Waffen zu entgehen imstande wären. Kommt es dazu, dass sich diese beiden Mächte nicht mehr gegenseitig stützen, sei es aus Unzulänglichkeit der Armee oder der Politik, so drohen Einmarsch und Aufteilung. Unter dem alten Regime war die Schweiz den fremden Agenten und ihrem Golde ausgeliefert, sagen uns die Lehrbücher. Eine schöne Phrase. Es ist sicher, dass die Habsburger einerseits, die Könige von Frankreich anderseits bei uns einen ununterbrochenen diplomatischen Krieg führten und sich dafür, nach den Sitten jener Zeit, bei den Familien und den Regierungen ihre Klientschaft machten. Aber vergessen wir nicht, was die Propaganda, die Intrigen der Kriegführenden von 1914 bis 1918 bei uns anstellten, bis in unsere kleinsten Städte; vergessen wir die «Sympathie-Spaltungen» und den berüchtigten «Graben» nicht! Die Geschichte hat sich damals wiederholt, in andrer Gestalt. Und ich sehe, dass sie sich noch einmal wiederholt, heute, da wir von neuem einer Propaganda preisgegeben sind, und zwar wieder einer andern, aber viel gefährlicheren Propaganda: die Propaganda des Kommunismus überbietet alles schon Dagewesene.

Wie die Schweiz enden könnte

Bei solchen Ueberlegungen können wir uns auch vorstellen, wie die Schweiz enden könnte:

Denken wir uns einen europäischen Konflikt, eine europäische Revolution, die uns in einem Zustand des geringsten politischen und militärischen Widerstandes überrascht; denken wir uns die Schweizer, die die wirtschaftliche Krise selbstsüchtig und unzufrieden gemacht, der Gegensatz der Ideologien oder der Sympathien geteilt hat, denken wir sie uns in einem Augenblick allgemeiner Verwirrung und nervöser Spannung, unter einem schwachen und kurzsichtigen Regime, mit einer ungenügend vorbereiteten und unzuverlässigen oder einfach zu spät mobilisierten Armee.

Ich drücke mich noch deutlicher aus. Nehmen wir an, dass die Schweiz der Vorposten werde aller revolutionären Kräfte, aller Kräfte der sogenannten «Linken», die vom Linksradikalismus und der Freimaurerei bis zum Bolschewismus reichen. Nehmen wir an, der Bundesrat schaue nur lässig zu, weil neue Wahlen ein Uebergewicht der sozialistischen Partei im Nationalrat geschaffen haben, oder weil er die Gefahr gar nicht sieht oder nicht über die Mittel verfügt zu handeln. Nehmen wir an, wir haben die Sowjetregierung anerkannt und eine russische Vertretung habe sich, durch Exterritorialitätsrechte geschützt, in Genf niedergelassen und rufe Unruhen hervor. Nehmen wir ferner an, unsere öffentliche Meinung schwanke unter dem Druck der Linken und dem Widerstand der «Fronten» hin und her, und die bürgerlichen Parteien sitzen zwischen Stuhl und Bank. Nehmen wir schliesslich an, dass sich nach dem Scheitern der Abrüstungskonferenz die internationale Lage verschärft oder ein neuer Weltkrieg ausbricht. Ja, was könnte da aus uns werden?

Diese Annahmen sind, ich gebe es zu, absichtlich pessimistisch. Aber kein vernünftiger Mensch wird erklären, sie seien unmöglich, noch verkennen, dass sie schon jetzt einer allgemeinen Tendenz in Europa, ja bei uns entsprechen.

Wir sind zweimal dem Weltkrieg entronnen: gleich zu Anfang, im Jahre 1914, und im Winter 1917. Aber es ist fraglich, ob uns dieses Glück ein drittes Mal beschieden sein wird. In einem allgemeineren Sinne sind wir zweimal der Auflösung entronnen, mit der uns europäische Umwälzungen bedrohten: in der Reformationszeit und in der französischen Revolution. Es ist fraglich, ob uns dieses

Glück ein drittes Mal beschieden sein wird, jetzt, da wir uns wieder mitten in einer Umwälzung befinden, einer ebenso furchtbaren, wenn nicht furchtbareren als jene beiden.

Tatsächlich ist die Schweiz jetzt in die gefährlichste Epoche ihrer Geschichte eingetreten. Ich bin nicht der einzige, der es denkt, wenn ich vielleicht auch der einzige bin, der es niederzuschreiben wagt.

Die Ereignisse können sich überstürzen. Es handelt sich vielleicht nur um einige Monate.

Gewiss stelle ich hier nur eine Hypothese auf. Die folgende Hypothese hat vielleicht noch mehr für sich — ich würde auf sie setzen, wenn ich wetten müsste. Keine europäische Macht, nicht einmal Deutschland oder Russland — noch weniger Italien oder Frankreich —, wünscht den Krieg und ist genügend vorbereitet, Krieg zu führen. Ueberall herrscht der Friedenswille vor. Aber ein unglücklicher Zufall, irgendeine politische Verwicklung kann ins Spiel eingreifen und zum Kriege führen. In dieser Hinsicht gleicht die gegenwärtige Lage in vielem der Lage Europas einige Jahre vor 1914. Nicht ohne Bedenken sehe ich, wie die französische Politik ein Bündnis mit dem Sowjet anstrebt und ihn nach Genf zieht, wie das Dritte Reich in Deutschland ein Fieber von vierzig Grad unterhält, wie die britische Macht zögert, ihr Gewicht in die Waagschale zu werfen, wie die Abrüstungskonferenz im Sterben liegt, wie der Völkerbund sein Ansehen, ja selbst seine moralische Internationalität verliert, indem er das Werkzeug einer Politik gegen eine andere Politik und der Sammelort aller Linken wird. Ich sehe, dass dies alles uns berührt, nicht etwa nur an der Oberfläche, sondern diesmal bis in die Lebenszentren unseres nationalen Organismus.

Sind wir imstande zu widerstehen?

Ist das schweizerische Volk — und das Regime, dem es in seiner Mehrheit noch anhängt — für jegliche Gefahr so gewappnet, wie es gewappnet sein sollte?

Es ist nicht leicht, sich ein Urteil darüber zu bilden. Ich habe volles Vertrauen zu unserem Volk, unseren Volksstämmen, aber ich habe nicht mehr dasselbe Vertrauen zum Regime. Sicher drücke ich auch hier ein weitverbreitetes Gefühl aus: das Gefühl, dass unser Regime veraltet ist und den Umständen, den Forderungen und dem Geist einer neuen Welt nicht mehr entspricht.

Das Schweizervolk ist nicht verdorben, das Schweizervolk ist nicht feige. Aber es ist erschlafft und materialisiert. Es hat Fett auf dem Herzen, das es erst wegschwitzen muss. Gerade weil es vom Krieg verschont geblieben ist, wird es für diese Gunst des Schicksals noch leiden müssen. Es hat noch nicht genug gelitten, um sich über seine wahre Lage Rechenschaft geben zu können. Es hat keinen Sinn mehr für Heroismus. Es verlangt von seinen Staatslenkern, die ich nur beklagen kann, dass sie die Quadratur des Kreises lösen: dass sie ihm seinen Lebensstandard, auf den es so stolz ist und den ihm das Regime selbst als Ideal hingestellt hat, erhalten, dass sie ihm seine Sicherheit verbürgen, zugleich aber auch die Budgets ausgleichen und die wirtschaftliche Krise überwinden. Das Schweizervolk pflegt die Mittelmässigkeit als eine Nationaltugend. Alle Ueberlegenheit macht ihm Angst. Es tut ihm deshalb vor allem not, erleuchtet und aufgeweckt zu werden. Es tut vor allem not, dass man ihm Schröpfköpfe aufsetzt. Dies ist die undankbare Aufgabe, die ich mir vorgenommen habe. Undankbar, aber heilsam. Keinen schlechteren Dienst kann man dem Volke leisten, als indem man ihm die Wahrheit vorenthält. Die Ratgeber sind schlecht, die dem Herrscher die Wahrheit verhüllen. Der Herrscher wird zufrieden sein, gut verdauen, ausgezeichnet schlafen und seine Gnaden verteilen; aber er wird das erste Opfer der Unwahrheit sein, lange vor den schlechten Ratgebern, die sich zur rechten Zeit zu drücken wissen. Dem Volke zu schmeicheln ist jedoch noch viel gefährlicher, als einem Herrscher zu schmeicheln. Und deshalb bedaure ich so sehr die Tendenz, alles zu beschönigen, wie es noch so viele Verantwortliche — vielmehr Scheinverantwortliche — tun.

Das Regime nun befindet sich in einem Zustand, den ich den Zustand vor 1798 nenne, allerdings mit Genesungsmöglichkeiten, die das aristokratische Regime nicht mehr besass. Die schwerste Anklage, die man gegen unser Regime erheben kann, ist, dass es eine rein wirtschaftliche Auffassung von der Schweiz gehabt und dem Volk den materiellen Wohlstand als Ideal hingestellt hat. Dies ist die grosse Anklage, derentwegen sich der Freisinn vor der Geschichte wird zu verantworten haben, vor dem Vaterlande aber schon heute zu verantworten hat. Und er stirbt deshalb als erster vor unsern Augen.

Das heutige Regime leidet an einem Anfang von Lähmung. Alle Beobachter sind sich darüber einig. Es hat kein Ziel mehr.

Es strebt nur noch danach, sich selbst zu erhalten, und dies ist das gefährlichste Symptom. Sobald ein Regime dazu neigt, sich als unwandelbar, als Selbstzweck zu betrachten, nähert es sich seinem Tode — einem Tod an Arterien-Verkalkung. Sobald es sich einbildet, in der Nation, mit der es sich vollständig identifiziert, den endgültig erreichten höchsten Grad politischer Vollkommenheit darzustellen, sobald es unfähig wird, neue Lösungen zu finden und zu erfinden, sich den neuen Zeiten anzupassen, beginnt schon die Leichen-Starre. Es klammert sich dann an die Nation, und das tote Gewicht, zu dem es geworden, droht, die Nation selbst mit sich in den Abgrund zu ziehen. Jedes Regime geht an der Uebertreibung seiner eigenen Prinzipien zugrunde.

Das sind elementare politische Wahrheiten. Gewiss will ich nicht behaupten, dass wir schon soweit seien. Aber wir würden ohne Zweifel bald soweit kommen, wenn wir die Dinge treiben liessen, wie sie treiben.

Die zwei Wege

Wir haben zwei Wege, Politik zu machen: den leichten und den schweren.

Der erste, bequeme Weg besteht darin, die Dinge gehen zu lassen und sich darauf zu beschränken, tägliche, rein sachliche Massnahmen zu treffen, ohne das Gleis der Gewohnheit, der Routine zu verlassen. Man gibt sich so die beruhigende Illusion, dass sich nichts geändert habe. Es ist die Politik der Politiker, die Politik des Optimismus, die nicht vorausschaut. Sie schiebt die unangenehmen Probleme beiseite, ohne sie zu lösen. Sie verdeckt die Pulverfässer im Keller, um sie zu vergessen, bis zum Tage, da das Haus in die Luft fliegen wird. Sie narkotisiert, ohne zu operieren; sie lässt die Krankheit den Kranken verzehren, während sie ihm Umschläge auflegt, die vorübergehend lindern. Da aber trotzdem Opfer nötig sind, so bietet sie der Göttin Krise Sühnopfer dar, die sie jedoch nicht unter den Stieren, sondern unter den Schafen auswählt. Die Schafe sind die Steuerpflichtigen, sind die, die nicht organisiert sind, um sich zu verteidigen, die keine Wahlmacht darstellen. Aber mit der Zeit bedeutet das die Erschöpfung.

Diese Politik ist die Politik der Inflation, der künstlichen Aufblähung auf allen Gebieten. Sie beginnt mit der Inflation der Reden, der Verhandlungen, der Kommissionen, der Subventionen, der Reglemente, der Steuerzettel, der Projekte, der Postulate. Sie

endet mit der Inflation des Frankens. Sie führt zum Ruin. Sie hat nur das legale Land im Auge: Parlament, Parteien, Wähler, Beamte, Syndikate. Sie kümmert sich nicht um das lebende Land, bis zum Tage, da dieses sich gegen das legale Land empören und es, durch eine Rechts- oder Linksrevolution, stürzen wird.

Die andere, die schwere Politik, ist unangenehm, unvolkstümlich, weil sie autoritär, pessimistisch, d. h. scharfsichtig ist und Zucht und unmittelbare Opfer fordert, Opfer des Wohllebens und der Freiheit. Aber sie ist die einzig wirksame, weil sie die einzig kluge ist. Sie lebt nicht von Trugbildern, sie sieht voraus und handelt entsprechend. Sie hat einen Plan und wendet ihn an. Sie führt ebenso rasch zum Heil, wie jene zum Unheil führt. Aber sie fordert grosse Anstrengungen. Und sie fordert vor allem, dass das, was man beschlossen hat, auch ausgeführt wird.

Das ist die Alternative für uns und unser Regime. Aber zwischen den zwei Wegen dieser Alternative schiebt sich die Lage der Schweiz in Europa ein, die Aussenseite unserer Politik. Diese ist die wichtigste, obgleich die vernachlässigste. Wiederholen wir, denn es kann nicht oft genug gesagt werden, dass es den Schweizern unglaublich zuwider ist, sie zu betrachten. Unser Steckenpferd ist heute die Verfassungs-Revision. Ich habe schon viele Artikel, viele Broschüren über dieses Thema gelesen. Bis jetzt aber habe ich noch nirgends einen ernsthaften Versuch gesehen, das Verfassungsproblem im Hinblick auf das europäische Problem zu behandeln. Ich entsinne mich nur, in einer deutschsprachigen Zeitschrift einen Aufsatz gelesen zu haben, der mit allem Ernst das Paradox vertrat, die Schweiz könnte das demokratische Regime bewahren, selbst wenn die anderen Länder es aufgäben. Und das ist sehr bezeichnend für unsere Geistesverfassung. Man spricht freilich übermässig viel von den neuen Zeiten; man diskutiert endlos über den Faszismus, den Nationalsozialismus, den Bolschewismus, wie wenn es sich nur um Systeme handelte und nicht um Kräfte, die bis in unser Land hinein wirken. Welch ein Irrtum, das Verfassungsproblem als eine rein innere Angelegenheit der Schweiz zu betrachten! Wir bedenken nicht genug, dass Europa uns nicht aus den Augen lässt und uns genau beobachtet. Die Stabilität des Schweizerfrankens z. B. hängt weniger vom gegenwärtigen Stand unserer Finanzen oder unserer Golddeckung ab, als von unserer Politik, und zwar sowohl der äusseren als auch der inneren.

Denn unsere Aussenpolitik befindet sich ebenfalls an der Kreuzung der beiden Wege, des leichten und des schweren. Die Politik des leichten Weges ist die der Einbildung, Europa setze volles Vertrauen auf uns, unsere Neutralität genüge, um uns zu schützen, wir brauchten nur passiv zu bleiben mitten in einem aktiven Europa, der Völkerbund in Genf sei für uns ein Blitzableiter und wir könnten unsere Grenzen ganz einfach gegen Einflüsse, Propaganda und Ideen sperren. Aber die Politik des schweren Weges sieht sehr wohl, dass uns dann, wenn wir uns revolutionären oder auch nur demagogischen Exzessen hingeben, wenn wir unser Haus nicht von allen Unerwünschten säubern, die daraus einen Schlupfwinkel für Verschwörer machen, dass uns dann eines Tages eine fremde Einmischung droht.

Wir alle, bis in das Parlament, bis in den Bundesrat, haben das Gefühl, dass wir uns erneuern müssen. Das Gefühl ist richtig. Aber was falsch ist, ist die Auffassung dieser Erneuerung.

Sein oder Nichtsein

Es handelt sich nicht nur darum, die Verfassung zu erneuern, sondern das ganze Land. Es handelt sich nicht darum, die Demokratie zu erneuern, sondern sich zu fragen, ob die Demokratie noch fähig ist, die Schweiz zu erneuern. Es ist doch nicht die Schweiz, die vom Regime bestimmt wird, sondern das Regime, das von der Schweiz bestimmt wird. Die Schweiz aber wird bestimmt von Europa.

Der Krieg ist nicht zu Ende. Wohl der Krieg mit den Waffen, im Augenblick. Aber nicht der wirtschaftliche, der soziale, der Ideenkrieg. Wir sind vorläufig dem Krieg mit den Waffen entgangen, aber wir stehen mitten in den anderen Kriegen. Wir müssen uns als im Kriegszustand betrachten, uns mit Kampforganisationen versehen, mit Kämpferseelen beseelen.

Was auf dem Spiele steht, ist viel mehr als unsere geliebten Freiheiten, unser Lebensstandard, unsere Gewohnheiten, unsere Routine, unsere hergebrachten Ideen: es ist die Existenz des Landes, der Schweiz selbst. Alles andere muss sich dieser Frage unterordnen.

Sein oder nicht sein, uns erneuern oder zugrunde gehen.

II.

DIE NEUE WELT

Das Bewusstsein der neuen Welt

Der erste Gegenstand unseres Problems, des Problems unserer Existenz, ist also der gegenwärtige Augenblick: die nächsten Jahre, ja vielleicht Monate. Ich habe gute Gründe zu glauben, dass die nächsten Monate, zum mindesten Jahre so kritisch sein werden, dass unsere Existenz als unabhängige Nation auf dem Spiele stehen wird, wie sie es während der Reformation war und von 1798 bis 1815.

Aber es wird uns nicht gelingen, durch diese enge Pforte zu kommen, wenn wir uns nicht klar sind, dass auf der andern Seite die neue Welt auf uns wartet. Bewusstsein der neuen Welt: der zweite Gegenstand unseres Problems.

Dieses Bewusstsein zu haben, dürfen wir von unserem Volke nicht verlangen, nicht einmal von der Mehrheit unserer Staatsleute, und es sind ihrer einige Tausend: das wäre zuviel verlangt. Was man dagegen verlangen darf, ist zuerst einmal eine Beruhigung, die hier heilsam wäre. Wer nicht beunruhigt ist, gehört nicht in unsere Zeit und wird sich von selbst ausschalten. In seiner Zeit leben bedeutet noch keineswegs, alle Ideen dieser Zeit zu seinen eigenen machen, um jeden Preis in das hinterste Boot springen: in seiner Zeit leben bedeutet vor allem, an den Gefühlen und Beunruhigungen der Zeit teilhaben. Was man ferner verlangen darf, ist, dass wir nicht mit samt der Schweiz in Unbeweglichkeit erstarren; das heisst, dass wir die billige und beruhigende Ueberzeugung aufgeben müssen, es werde, wenn der unangenehme Augenblick vorbei und auch die Verfassung geändert sei, alles wieder ins alte Gleis zurückkehren. Drittens darf man immerhin von uns verlangen zu wissen, dass die K r i s e nicht nur wirtschaftlicher, sondern auch politischer und vor allem g e i s t i g e r A r t ist. Schliesslich darf man verlangen, dass wir uns die Mühe nehmen, die tieferen Ursachen der Krise zu suchen, ohne Parteilichkeit und hauptsächlich ohne Parteigeist.

Das Bewusstsein der neuen Zeit zu haben ist das drückende Vorrecht einer ganz kleinen Minderheit: einiger Menschen mit Geist. Bekanntlich lieben bei uns weder die Politiker noch das Volk die

geistigen Menschen. Das Gefühl der neuen Zeiten, aber freilich nicht ein klares Bewusstsein, finden wir immer bei der jungen Generation. Und dem Land wird in demselben Masse geholfen sein, in dem sich dieses Gefühl, das sich bei den jungen Generationen so stark und manchmal so schmerzlich äussert, in ein richtiges und klares Bewusstsein der neuen Zeit verwandelt. Nichts ist ja gefährlicher als richtige Gefühle, die sich in falsche Ideen verirren. Es gilt hier, eine bekannte Erscheinung in ihrer wahren Bedeutung zu erfassen: den wachsenden Gegensatz zwischen der alten und der jungen Generation.

Auch bei uns ist diese Kluft enstanden zwischen den Generationen. «Diese Erscheinung ist ganz natürlich», erklären gerne die alten Politiker, um sich zu trösten, «die Jungen von heute werden die Alten von morgen sein; morgen werden andere Junge sie mit den Ellenbogen stossen, wie sie uns stossen.» Ein recht oberflächliche Art, eine psychologische Tatsache zu beurteilen, deren Bedeutung so entscheidend ist. Die eine Generation kämpft nicht notwendigerweise, bloss weil sie jung ist, gegen die andere, bloss weil diese alt ist. Notwendig ist nur die Ablösung, der spartanische Hymnus: «Wir sind, was ihr wart, wir werden sein, was ihr seid.» Wenn aber ein Riss entsteht, wenn die alten und die jungen Generationen nicht mehr dieselbe Sprache sprechen, den Worten nicht mehr denselben Sinn geben, dann stehen wir vor einer Zeitwende.

Zwei Tatsachen verzögern und gefährden leider bei uns den Uebergang. Die erste ist, dass uns das entscheidende Erlebnis des Krieges fehlt. Wenn wir zwar in den Krieg hineingezogen worden wären, hätten wir dies sicher mit einem vollständigen Ruin, ja mit unserer Unabhängigkeit bezahlen müssen. Trotzdem war der Krieg, mit all seinen Schrecken, der Eingang der neuen Welt. Wir stehen heute vor diesem Eingang. Wir werden ihn nicht von selbst überschreiten, fürchte ich. Aber ein unerwarteter Stoss wird uns dazu zwingen.

Die zweite Tatsache, das zweite Hindernis, ist eine gewisse Geistesverfassung, die bei uns nur allzu verbreitet ist. Eine zugleich stolze und beschränkte Geistesverfassung. Stolz, weil wir in der Ueberzeugung leben, dass wir auf allen Gebieten, besonders auf dem politischen überlegen seien. Beschränkt, weil wir nicht einsehen, dass diese Ueberlegenheit überholt ist, dass man um uns herum kaum mehr daran glaubt, weil wir ferner eigensinnig darauf bestehen, gegenüber Europa und der Welt die

Politik des Igels auf dem Erdklumpen zu treiben, und schliesslich, weil wir gegen alle Ideen misstrauisch sind. Wir rühmen uns unserer Nüchternheit, unseres Realismus, aber dieser ist auch nur zu oft ein materieller Realismus, dessen Eigenschaft es ist, die Realität der Ideen und aller anderen unwägbaren Werte zu verkennen. Wir sind, wie es scheint, das Land, das von allen Ländern der Welt am meisten Menschen von über sechzig Jahren besitzt. Ich habe nichts gegen die Menschen von sechzig Jahren — in einigen Jahren werde ich, wenn ich noch lebe, selbst dazu gehören. Aber ich möchte betonen, dass wir von einer Gesellschaft greiser Leute regiert werden, die an ihren Posten wie Austern an den Felsen kleben, von einer verbrauchten Generation, die bei uns weniger leicht ausgeschieden wird als anderswo. Der Schweizer schreitet langsam und ist, selbst in normalen Zeiten, selbst wenn die Welt um ihn herum langsam schreitet, mindestens um eine Generation im Rückstand.

Das sind keine günstigen Voraussetzungen. Es sind sogar *gefährliche Voraussetzungen*: 1798 ist das alte Regime gefallen, hat sich die Fremdherrschaft bei uns eingenistet, weil wir mit der Zeit nicht Schritt gehalten hatten. Ich fürchte für uns tatsächlich die Routine, die Selbstzufriedenheit, die Beschränkung auf unsere kleine innenpolitische Küche, ja sogar eine gewisse naive Ehrbarkeit viel mehr als eine heftige Aufregung, Skandale oder Korruption. So tun, als ob man erwachte, dann zurücksinken, einschlummern, alles vergessen, — dieses Verhalten macht mir Sorgen. «Nur die Demokratie nicht aufregen!» schrieb sentenziös ein freisinniger Journalist während des Krieges. Diese Art Einschläferer betrachte ich heute als Feinde der öffentlichen Sicherheit. Inzwischen erbricht der Dieb die Türe und ist bereits im Hause.

Die moderne Welt und ihr Untergang

Mit einem Wort: wir haben in der Schweiz ein ganzes altes Regime auszuscheiden.

Das *alte Regime* ist das *19. Jahrhundert.*

Das alte Regime ist nicht etwa ein Name, der für immer nur die Epoche bezeichnet, die sich von der Renaissance bis zur französichen Revolution erstreckt. Es ist ein beweglicher Begriff. Das alte Regime ist, um eine Binsenwahrheit zu sagen, dasjenige, dem ein neues Regime folgt, dem sich ein neues, andersartiges, feindliches Regime entgegenstellt mit dem Willen, es zu verdrängen. Daraus

folgt, dass der wirkliche Reaktionär heute der Mensch ist, der hartnäckig und wirklich blind an den Ideen, den Einrichtungen, der Lebensweise des 19. Jahrhunderts festhält.

Das 19. Jahrhundert war selbst nur die letzte Strecke, die die moderne Welt hinkend durchlief. Die Geschichte wird diese sicher auch weiter so bezeichnen, aber wir wissen noch nicht, wie sie die Welt bezeichnen wird, in die wir durch eine Allee von Ruinen eingetreten sind. «Modern» hat also bereits den Sinn des Historischen, Retrospektiven, wie «mittelalterlich» oder «antik». Wir sind heute nicht mehr modern; wir sind viel eher antimodern. Das heisst, dass die Anschauungen, auf die sich die moderne Epoche gegründet hat, unter der Last der Zeit zusammengebrochen sind und dass jetzt andere Anschauungen an ihre Stelle treten. Was nie ohne Kämpfe und ohne Gewalt, ohne Schmerz und Opfer geschieht.

Die moderne Welt war selbst nichts anderes, als eine einzige Umwälzung: die anthropozentrische Umwälzung. Oder wenn man will, die weltliche Umwälzung. Das Mittelalter war theozentrisch; es besass den Geist der Synthese; es stellte sich das Weltall wie eine Pyramide vor, deren Linien alle nach der Spitze zusammenstrebten: Gott. Als diese Synthese allmählich verkümmert und zerfallen war, als das Mittelalter unter seinem eigenen Gewicht zusammenstürzte, bemühte sich die moderne Welt, die aus einer Empörung des Mittelalters gegen sich selbst hervorgegangen war, den Menschen zu befreien, der unter den Trümmern begraben lag. Sie erhob ihn bis auf die Spitze der Pyramide, an Gottes Statt; durch die allmähliche Lösung aller Bindungen, die Verwerfung jeder Autorität und durch die Macht über die Materie glaubte sie ihm die Herrschaft und das Glück zu sichern. Darin bestand die Umwälzung.

Umwälzung, Revolution: was bedeutet dieses Wort? Rückkehr zum Ausgangspunkt. Die schwere menschliche Masse und der egozentrische Mensch neigen naturgemäss dazu, auf sich selbst zurückzufallen, ad materiam primam zurückzukehren, wie die scholastische Philosophie sich ausdrücken würde. Zur Urmaterie zurückkehren, heisst, nach und nach alle Grundstützen einreissen, welche der Verstand und der Wille errichtet haben, um den Menschen aufrecht und die Masse im Gleichgewicht zu erhalten. So ist jede einzelne Phase der modernen Umwälzung eine Verneinung, auf die die Zerstörung folgt. Was entdecken wir hinter dieser gewalttätigen Betriebsamkeit? Eine Ermattung des Geistes, eine instink-

tive Sehnsucht nach allem, was leicht und einfach, keimhaft und ursprünglich ist. Ob es nun die Urkirche oder der Urmensch, die gleichmässige Verteilung der Güter oder der Kommunismus oder auch die Demokratie sei, immer zeigt sich hier, als Fortschritte bemäntelt, das Gesetz des geringsten Kraftaufwands. Denn es braucht weniger Kraft, zu verneinen als zu bejahen, zu zerstören als aufzubauen, sich zu befreien als sich zu beherrschen. Es braucht weniger Kraft, zur Natur zurückzukehren als die Kultur weiterzubringen, und es ist leichter, gleiche Individuen zusammenzustellen oder die Gütergemeinschaft zu proklamieren als eine mannigfaltige Gesellschaft zu organisieren, sich mit der Materie gemein zu machen als sich mit Gott zu verbinden. Deshalb ist die moderne Umwälzung mit all ihren Fanfaren, Lichtern, Reden, Waffen, mit der ganzen Aufmachung, womit sie selbstherrlich um die Erde zieht, schliesslich bei dem Materialismus, der Barbarei, der Vertierung angelangt.

Diese Umwälzung wickelte sich auf verschiedenen Ebenen ab, von oben nach unten. Zuerst war sie religiöser Art; dann vollzog sie sich auf der geistigen Ebene; darauf stieg sie auf die politische Ebene hinunter; jetzt endigt sie schliesslich auf der wirtschaftlichen und sozialen Ebene. Sie führte von der Reformation zum Laizismus, vom Humanismus zum Liberalismus, vom Liberalismus zur heutigen Anarchie. Sie vollzog sich im Namen der Vernunft und des Verstandes, um sich nachher im Namen der Natur, des Gefühls, des Instinkts sowohl gegen die Vernunft als auch gegen den Verstand zu kehren. Sie untergrub nacheinander alle Prinzipien der Einheit, alle Formen der Autorität. Sie zerstörte allmählich alle Verbindungen zwischen dem Menschen und Gott, und folglich zwischen dem Menschen und dem Weltall, dem Menschen und dem Staat, dem Einzelnen und der Menge. Getrieben, fortgerissen, begeistert vom materiellen Fortschritt, mit dem sie schliesslich den Fortschritt überhaupt verwechselte, überrannte sie mit stets wachsender Geschwindigkeit alle Einrichtungen, alle Systeme, alle Lehren, alle Ideen. Sie richtete sich gegen die Geistlichen, gegen die Adeligen, die Bürgerlichen, die Tüchtigen. Nachdem sie das Dach eingerissen, riss sie alle Stockwerke bis zum Erdboden ein. Der Weltkrieg, die russische Revolution und die wirtschaftliche Krise bezeichnen die letzten Zusammenbrüche.

Gewiss ist die Geschichte dieser langen Umwälzung nicht so einfach. Solch verworrene und gewaltige Gewebe lassen sich nicht

so leicht auflösen. Aber so und nicht anders ist die Verkettung der Ideen und der Kräfte, der Dynamismus der modernen Welt beschaffen. Wir können die Ringe verfolgen, die z. B. die Ideen der Humanisten mit denen der «Philosophen» des 18. Jahrhunderts, die Lehren der Renaissance mit denen der Aufklärung verketten. Wir können den Einfluss, den die Philosophie des 18. Jahrhunderts auf die französische Revolution ausübte, und wiederum den Weg der französischen Revolution durch das ganze 19. Jahrhundert, über den romantischen Sozialismus und den Marxismus, bis zur russischen Revolution feststellen. Wir können im Weltkrieg die Fortsetzung der napoleonischen und der Revolutionskriege sehen, wie in diesen die logische Fortsetzung der Kriege, die das ganze 18. Jahrhundert gefüllt haben, und so können wir weiter zurückgehen bis zu Karl VIII. Es gibt nicht eine Idee, nicht eine Tatsache unserer Zeit, deren Stammbaum uns nicht zu den Anfängen der modernen Welt zurückführte, anderseits auch nicht eine «moderne» Idee, deren Folge heute vor unsern Augen nicht ein Zusammenbruch wäre. Und es gibt wiederum nicht ein einziges Ereignis, das nicht von einer Idee abstammte. Also auch keine moderne Idee, die nicht wiederum aus der individualistischen, anthropozentrischen Weltanschauung, aus der libertären und optimistischen Auffassung des Menschen, aus seinem Willen zur Ungebundenheit und zur Macht, aus seinem luziferischen non serviam entsprungen wäre.

Die Wirkung der Ideen

Denn wenn auch die Geschehnisse oft, wenigstens in der Politik oder auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiet, die Entwicklung der Ideen und Lehren fördern, so erzeugen doch die Ideen selbst die Geschehnisse. Eine Idee keimt in den Gedanken eines Philosophen. Dieser baut um sie herum ein System, eine Lebens- und Weltanschauung. Lange bleibt diese Anschauung auf dem Boden der Abstraktion. Dann beginnt sie langsam herunterzusteigen. Sie findet Anhänger und Nachläufer, die sie entwickeln und übertreiben, gemeinverständlich machen und verbreiten. Dann beginnt sie, die gebildeten Kreise zu beeinflussen. Sie wird geläufig. Sie befruchtet die Literatur. Sie wirkt auf die Sitten, die Gesellschaft, die Politik, das Recht, die Gesetze, die Einrichtungen. Schliesslich findet sie im wirtschaftlichen Leben ihr Ende. Suchen wir z. B. den Ursprung der amerikanischen Auffassung von der prosperity, so entdecken wir diesen bei den französischen Philosophen und den

englischen Oekonomen des 18. Jahrhunderts, bei Condorcet oder Adam Smith, und weiter zurück in einer Tendenz des Humanismus und sogar des Protestantismus: in der jüdisch-puritanischen Auffassung, dass Gott den Gerechten durch leibliches Wohlergehen und Vermehrung der Herden belohne.

Am Ausgangspunkt jedes politischen, sozialen, wirtschaftlichen Gemeinwesens finden wir also eine Philosophie, eine Idee. Aber wenn die Uridee falsch ist, wenn sie gleich zu Anfang einen Irrtum über den Menschen und das Leben enthält, führt sie notwendig am Ende zu Katastrophen. Darum ist auch das Ideenbündel, das System von Anschauungen, das wir die demokratische Weltanschauung nennen, vor unseren Augen so dröhnend zusammengebrochen.

Denn es wirkt ein besonderer Dynamismus in dieser Verkettung von Ideen und Geschehnissen, die sich gegenseitig bedingen, gegenseitig durchdringen, seitdem der Humanismus ihnen den ersten Antrieb gegeben. Nichts zeigt dies besser, als die Wandlungen, die das Wort Humanismus selbst seit Erasmus oder Valla bis zur Schule von Oxford oder bis zu dem, im Internationalen Arbeitsamt so geprägten, Humanismus der Arbeiterschaft durchgemacht hat.

Wir beobachten hier folgendes:

Erstens die Loslösung: eine Masse hat sich vom Berge losgelöst und ist ins Rollen gekommen, Felsen und Schutt, Baumstämme und ganze Wälder, Hütten und Dörfer bis ins Tal mit sich reissend. Der Mensch und die Menschheit haben sich so von ihrem geistigen Mittelpunkt losgelöst. Der Humanismus ist in all seinen Gestalten und Bedeutungen, mit all seinen Synonymen — Individualismus, Anthropozentrismus —, nichts anderes als die fortschreitende Verleugnung des christlichen Ideals. Zweitens die Beschleunigung: zuerst, während der ersten zwei modernen Jahrhunderte, verläuft alles langsam, zögernd, aufgehalten durch Hindernisse wie die Gegenreformation oder die Reformation selbst, nämlich die der grossen Reformatoren, vor allem Calvins, oder durch das Barock oder den französischen Klassizismus des 17. Jahrhunderts; dann seit dem 18. Jahrhundert geht die Entwicklung immer rascher, bis sie im 19. zur schwindelnden Raserei wird. Drittens die Popularisierung, ja die Demokratisierung der Ideen: am Anfang eine aristokratische Anschauung, einer stolzen Elite vorbehalten, hat sich der Humanismus allmählich demokratisiert, indem er im 18. Jahrhundert zur Aufklärungsphilosophie

wurde und sich im 19. durch die öffentliche, weltliche und obligatorische Volksschulbildung verbreitete. Schliesslich beobachten wir, dass sich die Anschauungen immer wieder gegenseitig stürzen und, was das Bezeichnendste ist, die Gegenanschauungen erzeugen.

Vom Liberalismus zum Kommunismus

Nehmen wir ein Beispiel, das uns besonders nahe berührt:
Die französische Aufklärungsphilosophie und die Volkswirtschaftslehre des 18. Jahrhunderts haben, wie wir wissen, den Liberalismus erzeugt. Der Liberalismus ist die politische, wirtschaftliche und weltanschauliche Lehre des Bürgertums, das es verstanden hat, aus der politischen Revolution in Frankreich und der wirtschaftlichen Revolution in England seinen Vorteil zu ziehen. Aber dies war nur ein kurzer Halt nach der ersten Strecke. Auf den humanistischen Individualismus und die Idee der Freiheit gegründet, hat der Liberalismus die Demokratie erzeugt. Diese aber, auf die Idee der Gleichheit gegründet, hat nicht lange gewartet, um den Liberalismus zu verschlingen, denn die Demokratie ist autoritär und ordnet das Individuum der Zahl unter. Die Demokratie enthielt im Keime den Staatsabsolutismus, der wiederum die Demokratie verschlungen hat, da ja der Staatsabsolutismus geradezu die Verneinung der Demokratie ist. Tatsächlich wurde die Demokratie durch den Radikalismus, der selbst wiederum durch das Aufkommen des Sozialismus geängstigt wurde, auf den Weg der absoluten Verstaatlichung gedrängt. Und der Sozialismus neigt, der Konsequenz seiner Theorie gemäss, zum Kommunismus. Wir haben hier eine einzige Kette, eine einzige Strömung. Die Mitgerissenen haben versucht, diese durch Abdämmungen aufzuhalten. Diese Abdämmungen wurden eine nach der andern weggeschwemmt. Es ist tatsächlich unmöglich, ein Prinzip in seinem Laufe aufzuhalten und einfach zu erklären: «Immer links, aber nicht weiter!» Man hält ein Prinzip nur dadurch auf, dass man ihm sein Gegenprinzip entgegenstellt — viele Demokraten, Liberale, ja auch Konservative haben das vergessen. Zwischen dem ersten Ring der Kette, dem Liberalismus, und dem letzten, dem Kommunismus, hat sich eine Umkehrung vollzogen. Das zeigt die Widersprüche, die Antinomien, die Unmöglichkeiten, zwischen denen der moderne Mensch eingekeilt ist, bis er völlig machtlos wird. Unmöglichkeiten, Antinomien, Widersprüche, die alle auf einen einzigen, *grundlegenden Widerspruch* zurückgehen, den Widerspruch *zwischen dem Individuum und der Gemeinschaft.*

Wenn wir ins 18. Jahrhundert zurückgreifen und uns den Vater beinah aller Irrtümer, die die moderne Welt in der Politik und im sozialen Leben begangen hat, vornehmen — ich meine Rousseau, für dessen Vergehen wir allerdings mildernde Gründe vorbringen könnten —, wenn wir uns also Rousseau, seinen «Emile» und seinen «Contrat social» vornehmen, was können wir da feststellen?

Der Irrtum des 18. Jahrhunderts

Das 18. Jahrhundert erlebte eine Art Verschwörung des Individuums mit dem Staat gegen das alte Regime. Das alte Regime war dem Untergang geweiht, denn es war den wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen einer Epoche, wo gleichzeitig der wissenschaftliche Geist, der technische Fortschritt, der Grosshandel, die Grossbank, die Grossindustrie aufkamen und wo deshalb Reformen und Anpassungen auf allen Gebieten unbedingt nötig wurden, nicht mehr gewachsen. Aber die Reformbewegung geriet von Anfang an in falsche Bahnen dank ihrem unchristlichen Humanismus und ihren ebenso wohlwollenden als auch unklaren und falschen Ideen über Mensch und Gesellschaft, Vernunft und Natur, Kultur und Glück. Damals entstand die Demokratie. Sie entstand aus einer Verbindung zwischen zwei extremen Polen: dem Individuum und dem Staat. Das Individuum und der Staat verbanden sich, um gemeinsam alle Zwischenglieder, die sie störten, zu beseitigen: die Familie, die Klassen, die regionalen Autonomien, die Korporationen. Das Ergebnis war, dass Individuum und Staat allein sich gegenüberstanden. Das Individuum forderte die Freiheit, und zwar alle Freiheiten, der Staat die Macht, und zwar alle Macht; denn er hatte den Geist des «aufgeklärten Despoten» geerbt. Die beiden schlossen also einen sozialen Vertrag. Dieser konnte aber nur ein politischer Vertrag sein, denn gleiche und zusammengestellte Individuen können wohl einen politischen, aber niemals einen sozialen Körper bilden: daher das Unbehagen, worunter das ganze 19. Jahrhundert gelitten, der Kampf der lebenden Länder gegen die legalen Länder. Wenn wir aber eine schwache Kraft einer starken gegenüberstellen, so wird diese naturgemäss jene aufsaugen. Dem maßlosen, manchmal anarchischen Individualismus des «Emile» entspricht der Staatsabsolutismus des «Contrat», dieses heute wieder so lehrreichen Buchs, das sowohl den Sozialismus als auch den Nationalismus, also in einem Wort die nationalsozialistische Formel, enthält.

Der Urirrtum, dessen Wirkungen wir heute so teuer bezahlen, ist der Irrtum über die Natur des Menschen, der optimistische Individualismus. Wahrlich, was wird mit dem Menschen geschehen, wenn er sich nur noch als Individuum sieht und auffasst? Zwangsläufig wird er sich eines Tages von der Kollektivität aufsaugen lassen. Und da haben wir den modernen Menschen, den Menschen, der nicht seinen Schatten, sondern seine Seele verloren hat, den Menschen, der mit seiner Freiheit nichts mehr anzufangen weiss, den Menschen, der seinem eigenen Wesen zugunsten des Kollektivwesens entsagt und sich als Umschlag eine «Kollektivseele» aufzulegen sucht. Aus lauter Individualismus ist der moderne Mensch reif für alle Arten der Willkürherrschaft, aus lauter Freiheit ist er reif für die Sklaverei. Und dies ist das Ende des humanistischen, aufklärerischen, liberalen Traumes, der Lohn des non serviam. Wir sterben an den Ideen, durch die wir zu leben geglaubt hatten. Wir geben uns der Masse, dem eitel Potentiellen preis. Wir überlassen uns der Ziellosigkeit, wir ertränken uns im Nichtsein. Das ist das Drama des modernen, des heutigen Menschen.

Weshalb sich also wundern, wenn wir jetzt dem Untergange der modernen Welt beiwohnen? Das politische Europa des 19. Jahrhunderts ist nicht mehr da, die bürgerliche Gesellschaft des 19. Jahrhunderts liegt in der letzten Phase der Zersetzung, die wirtschaftliche Struktur ist ein Trümmerhaufen, der geistige Liberalismus des 19. Jahrhunderts ist in völlige Anarchie verfallen. Wie können wir, nach dieser Reihe gewaltigster Erschütterungen: dem Weltkrieg, der russischen Revolution, den Gegenrevolutionen in Italien und in Deutschland, der «Krise», noch hoffen, das gegenwärtige Regime in unserer kleinen Schweiz, deren insulare Lage nur ein Trugbild beschränkter und müder Leute ist, unversehrt zu erhalten? Und was ist übrigens die Demokratie selbst, wenn wir uns die Mühe nehmen, sie wieder an ihren richtigen Platz in der Geschichte der modernen Welt zu stellen? Ein Versuch, die menschliche Gesellschaft nach einer veralteten Ideologie zu organisieren, die Errungenschaften einer Umwälzung, die jetzt selbst zu Falle kommt und gegen die eine andere, viel mächtigere Umwälzung sich erhebt, zu verewigen.

Die Notwendigkeit, folgerichtig zu denken

Die moderne Welt, eine sterbende Welt. Dies ist also die erste Feststellung, die uns die Geschichte, und zwar nicht nur die politische, sondern vor allem die Geistesgeschichte, aufdrängt.

In diesem Augenblick des Schwankens und der Unsicherheit, wo alles wieder in Frage gestellt ist oder vielmehr sich von selbst in Frage stellt, wo die Wertmaßstäbe zerstört sind und wir neue schaffen müssen, ist die erste Bedingung jeder Erneuerung, folgerichtig zu denken.

Eine grosse polnische Zeitung, der «Warschauer Kurier», hat eben eine Umfrage über die Krise veranstaltet. Daraus geht hervor:

Den Anfang der Krise bildet die intellektuelle und moralische Anarchie, die uns das 19. Jahrhundert vermacht hat. Diese Anarchie entstand aus dem fortschreitenden Abfall von den christlichen Grundsätzen, die allein imstande sind, das Gleichgewicht und den Einklang aller Dinge dieser Welt zu bewahren. Dies erkennen heute viele Geister, die selbst vom Positivismus oder von der soziologischen Moral ausgegangen sind, z. B. Bergson in seinem vorletzten und so bedeutenden Buche «Die beiden Quellen der Moral und der Religion».

Die moderne Welt ruhte auf einer Verwechslung des wissenschaftlich-technischen mit dem moralischen Fortschritt, einer Verwechslung, die Le Play als einer der ersten aufgedeckt hat.

Der wissenschaftliche Fortschritt besteht in Neuerungen. Jede Entdeckung enthält im Keime eine andere, bis ins Endlose. Wir müssen also nach dieser Auffassung immer entdecken, erfinden, vorwärtsschreiten, ohne je zurückzuschauen, aus Furcht, in eine Salzsäule verwandelt zu werden. Diese Methode und dieser Geist bedingen den materiellen Fortschritt, aber nicht den moralischen. Dieser besteht darin, sich auf eine kleine Anzahl sehr einfacher, aber durch die Erfahrung von Jahrhunderten bewährter Prinzipien zu besinnen, sie wenn nötig wiederzuentdecken, um sie von neuem oder auch besser anzuwenden.

Der Schluss, der sich uns aufdrängt, ist unerbittlich klar: wir werden nichts Festes, nichts Dauerhaftes errichten, wenn wir unfähig sind, uns auf die Prinzipien zu besinnen, unser Handeln mit unserem Denken fest zu verknüpfen. Unsere nüchterne Art, die Probleme, ohne weiter zu blicken, von Tag zu Tag zu lösen, wird zu gar nichts führen. Hier finden wir den Grundmangel unserer Demokratie, um nicht zu sagen unseres Volkes, wieder: was ich den materiellen Realismus genannt habe, den kritiklosen utilitaristischen Geist, mit seinen beschränkten und oberflächlichen Ansichten, unser Wahn, zu glauben, wir hätten

alles getan, wenn wir einen Verfassungsentwurf oder ein Reglement ausgearbeitet haben. So lassen wir uns täuschen durch die ersten besten Systeme und falsche klare Ideen, wie beispielsweise durch «Freiland — Freigeld».

Wir haben nicht mehr das Recht, oberflächlich zu sein, nur an die täglichen, unmittelbaren Erfordernisse zu denken. Solange wir nicht die Ideen geprüft haben, auf denen der moderne Staat und folglich unsere Demokratie ruht, haben wir nichts als die Oberfläche aufgekratzt, während es doch gilt, uns auf feste Grundmauern zu stellen.

Vor jeglicher Verfassungsrevision müssen wir uns erst einmal geistig aufraffen. Wir müssen alle unser Denken von den landläufigen Vorurteilen und den hergebrachten Ideen säubern. Wir müssen uns zwingen, nicht mehr in den engen Maßstäben der Gegenwart zu denken, sondern in Epochen, von der Vergangenheit bis in die Zukunft.

Das Gesicht der neuen Welt

Ist es möglich, die Zukunft genau vorauszusehen? Eines aber ist gewiss: das Jahrhundert, das wir betreten, wird nicht das 19. Jahrhundert sein, das nach einer Zeit der Bedrohung und Erschütterung triumphierend in sein altes Fahrwasser zurückkehrt, wie es sich die unverbesserlichen Liberalen vorstellen; es wird sogar das Gegenteil des 19. Jahrhunderts sein. Denn man kehrt nie von der intellektuellen und moralischen Anarchie, der Demagogie, dem Staatssozialismus zum Liberalismus zurück, ja nicht einmal zur Demokratie.

Auch dies ist also gewiss: eine ganze lange Epoche der Geschichte ist abgeschlossen; wir betreten eine neue Epoche, eine neue Welt. Wenn wir die gegenwärtigen Erscheinungen beobachten, die unvermeidlichen Rück- und Gegenwirkungen, die die Auswüchse, die Irrtümer, die Misserfolge der modernen Welt auf allen Gebieten hervorrufen, können wir schon jetzt, und ohne irgendwie den Propheten zu spielen, erkennen, dass die neue Welt mehr oder weniger eindeutig und rasch diese vier Richtungen einschlägt:

Die erste ist wirtschaftlicher Art. Was wir die Krise nennen, ist eine Aenderung in der wirtschaftlichen Struktur, eine Aenderung und Vereinfachung. Der Zweck der Volkswirtschaft ist nicht mehr der Wohlstand, sondern das Leben, ist nicht mehr,

Geld und Zinsen hervorzubringen, sondern den Bedürfnissen zu entsprechen und sie zu decken. Die Dinge gewinnen allmählich ihren eigentlichen, unmittelbaren Wert und ihre wahre Gestalt zurück. Sie befreien sich aus dem Haufen Papier, unter dem sie begraben lagen. Bedenken wir, in was für Verirrungen wir geraten waren: ein Ballen Baumwolle, ein Sack Getreide stellten nicht mehr Getreide oder Baumwolle vor, sondern einen Wert, auf den man spekulierte. Bedenken wir, dass man sich nicht mehr für eine industrielle, landwirtschaftliche oder Bergbau-Unternehmung um dieser selbst willen interessierte, sondern wegen der Aktien oder Obligationen mit ihren Börsenkursen.

Der Reichtum hatte keine Wurzeln mehr; er war unsicher, schwankend, fiktiv; er nahm nicht mehr Gestalt an in Dauerwerten wie Häusern, Land, Möbeln, Geräten. Der Besitz war nicht mehr das Mittel, die Familie zusammenzuhalten, ihr die Fortdauer zu verbürgen. Was durch das Geld oder das Papier hätte gesichert werden sollen, diente nur noch dazu, das Geld und das Papier zu sichern. So sind wir der Herrschaft der anonymen Wirtschaft und der internationalen Finanz verfallen. Daraus befreien wir uns jetzt mühsam, mit ungeheuren Opfern.

Das Wirtschaftliche bedingt immer das S o z i a l e. Wenn es der Volkswirtschaft gelingt, sich zu vereinfachen, zu festigen, wieder unmittelbare Fühlung mit den Dingen, dem Leben, dem Menschen zu gewinnen, dann wird auch die menschliche Gesellschaft wieder einfacher und fester werden. Jedermann wird wieder lernen, an seinem Platz, in seiner Ordnung zu bleiben. Der fieberhafte, aufreibende Rhythmus des modernen Daseins wird sich verlangsamen und beruhigen. Wir werden zur Scholle, zum Herd, zur Familie zurückkehren. Die sozialen Abstufungen und Autoritäten werden sich nach und nach wiederbilden. Die menschliche Gesellschaft wird aufhören, eine formlose, entgliederte Masse zu sein, worin das Individuum aufgeht und sich verliert, um wieder gegliedert und organisch zu werden. Die berufsständische Organisation wird die Einteilung der Gesellschaft in zwei feindliche Klassen, das Proletariat und das Bürgertum, ersetzen. Denn diese Einteilung ist rein künstlich, theoretisch. Sie widerspricht dem wirklichen Leben. Wenn die Klassen existieren — der Sozialismus hat uns den grossen Dienst geleistet, dies zu beweisen —, so sind sie mannigfaltig, ineinander verwoben und solidarisch: sie gehören zu einer Einheit, die das Volk, die Nation ist.

Die menschliche Gesellschaft wird sich in ihrem geschichtlichen und natürlichen Rahmen reorganisieren: als Nation. Das Wort Volk wird seine antike und weite Bedeutung wiederbekommen. Die Demokratie wird in den Volksstaat übergehen, der sich nicht auf die Meinungen parteimässig gruppierter Individuen, sondern auf persönliche Werte, nicht auf Parteikämpfe, sondern auf den berufsständischen Wettstreit gründen wird.

Aber das Soziale bedingt wiederum das Politische. Das vom Sozialen verdrängte Politische wird zum Mittelpunkt zurückfliessen. Der Staat, den die Korporation allmählich von seinen bürokratischen Auswüchsen und seinem Verstaatlichungswahn befreien wird, wird also zu seiner eigentlichen Funktion zurückgeführt werden. Wir werden damit eine Wiedergeburt der Autorität erleben. Aber Autorität bedeutet nicht unbedingt Diktatur. Denn nur unter folgenden Umständen ist eine Diktatur unvermeidlich: in einer sehr schweren wirtschaftlichen Krise, bei allgemeiner Unzufriedenheit, bei der Gefahr einer Klassenrevolution und des Bolschewismus und schliesslich, wenn es an der Obrigkeit und den staatlichen Einrichtungen gebricht.

Endlich bestimmt das Nationale das Internationale. Internationalismus und Nationalismus scheinen auf den ersten Blick unversöhnlich. Nebenbei gesagt, wäre es leicht zu zeigen, dass sie denselben individualistischen Ursprung haben. Tatsächlich besteht der Gegensatz nicht zwischen diesen beiden Begriffen, sondern zwischen der Revolution und der Gegenrevolution, der sterbenden und der werdenden Welt, dem 19. und dem 20. Jahrhundert. Bei einem tieferen Blick aber hebt sich der Gegensatz von selber auf. Was gesund ist am Nationalismus, ist die Ordnung in der Nation; was gesund ist am Internationalismus, ist die Ordnung unter den Nationen. Das eine führt zum andern. Und dies um so leichter, als selbst dann, wenn Politik und Ideologien die Nationen den Nationen und Massenpsychosen die Völker den Völkern gegenüberstellen, doch viele Interessen, viele vitale Bedürfnisse diese Nationen und diese Völker vereinigen. Die Nationalismen sind machtlos gegen diese unumstössliche Tatsache: die Nationen hängen wirtschaftlich voneinander ab. Die wirtschaftliche Verständigung ist also die Grundlage der internationalen Verständigung, die im geistigen Austausch gipfelt. Gerade wie die berufsständische Organisation, wie wir hoffen, dem Klassenkampf ein Ende bereiten wird, werden auch die wirtschaftliche Verständigung und

die Organisation des internationalen Austausches dem Kampf der Nationen ein Ende bereiten.

Denn alle Nationen haben den Frieden nötig, sogar die kriegslustigsten, wie diese selbst wissen. Nur wird es Zeit brauchen, und, wie ich fürchte, noch einige bittere Erfahrungen.

Bilden wir uns nicht ein, dass wir Schweizer dank einer langsamen Entwicklung unserer Demokratie in diese neue Welt mit aller Gemütlichkeit eintreten können. Nur im Jahrhundert der Utopien, im 18. Jahrhundert, stellte man sich die Revolution wie eine Idylle von Gessner vor, wie eine zärtliche Verbrüderungsszene früherer Feinde. Prägen wir es uns gut ein, dass eine ganze, grosse Epoche der Geschichte eben zu Ende geht: die moderne Epoche. Aber man gelangt nicht von einer Epoche zu einer anderen, ohne eine mehr oder weniger lange Phase der Verwirrung, der Gewalttätigkeit, der Unordnung, ja der Barbarei zu durchschreiten. Wir liquidieren heute die französische Revolution und die bürgerliche Zivilisation samt allen Ideen, die sie ins Leben gerufen haben, samt allen Gestalten, die sie nachher angenommen. Man mag sich darüber entrüsten, wenn man will, aber das Wort hat die Macht. Die Geschichte lehrt uns, dass es immer so gewesen.

Das Wesentliche: die Schweiz

Wenn ich von Macht spreche, so meine ich wohl die ultima ratio rerum, die Macht der Aktion, der Verteidigung, des Angriffs. Aber ich meine vor allem die moralische Macht, die Macht des Charakters und des Willens, die Macht auch der Einsicht, die über das Alltägliche hinausschaut, um den tiefen Sinn der Geschehnisse zu verstehen und sich nach ihnen zu richten.

Dabei denke ich keineswegs an eine Art höheren Opportunismus, sondern ich will einfach dieses sagen:

Wir müssen den Mut haben festzustellen, dass das, was nun einmal tot ist, nicht mehr leben wird. Wir müssen den Mut haben, die Leichen zu beerdigen, die unser Haus füllen, ehe uns diese durch ihre Zersetzung vergiften. Den Mut, alles preiszugeben, was immer nur nebensächlich, vorläufig bleiben muss, um zu dem zurückzukehren, was wesentlich ist. Und was für uns wesentlich ist, ist die Schweiz. Und die Schweiz ist wohl der Opfer wert, der Opfer von Interessen und hergebrachten Ideen, von Vorurteilen und allzu teuren Gewohnheiten.

III.

DAS BEWUSSTSEIN DER SCHWEIZ

Eine hohe Idee von der Schweiz

Nach dem Bewusstsein der neuen Zeiten kommen wir zum Bewusstsein der Schweiz, zum dritten Gegenstand unseres Problems: des Problems unserer Existenz.

Nicht als formlose und lärmende, schwankende und unzufriedene plebejische Masse dürfen wir die neue Zeit betreten, sondern als Volk, als ruhiges, geordnetes, selbstbewusstes Volk, das Vertrauen hat in seine Kraft und sein Schicksal, müssen wir unseren Platz in dieser neuen Welt einnehmen — nicht wie ein Haufen Besiegter und Gefangener, die gegen die Pforten eines finsteren Gefängnisses gestossen und gedrängt werden, sondern wie eine Schar freier Männer und siegreicher Krieger, die nach ihrer Stadt zieht, mit ihren Trommeln und Pfeifen und Bannern, ihren Waffen und Göttern und all den Schätzen, die sie auf ihrem Weg erbeutet.

Dieser Vergleich veranschaulicht, was ich meinte, wenn ich in der Einleitung sagte: wir müssen eine hohe Idee haben von der Schweiz. Nicht eine abstrakte Idee, die irgend einer humanitären Ideologie entspringt, sondern eine konkrete Idee, einer Eiche gleich, die tief in unserem Boden und unserer Geschichte wurzelt.

Eine hohe Idee von der Schweiz ist eine Idee, die die ganze Schweiz, von ihren Anfängen bis zu unseren Tagen, erfasst und begreift — und nicht nur die gegenwärtige Schweiz, die Schweiz des 19. Jahrhunderts und ihre Demokratie. Es ist eine Idee, die bis auf den Grund der Schweiz hinuntersteigt, um sie zu erfassen, um sie mit ihren Wurzeln und Würzelchen, mit allem, was wesentlich und beständig an ihr ist, zu begreifen.

Was ist das für ein Patriotismus, der von einem «guten Schweizer» als Erstes verlangt, dass er ein Feind des «alten Regimes» sei? Ein solcher Patriotismus würde uns dazu verurteilen, den grössten Teil unserer Geschichte zu verkennen, ja zu hassen! Er hiesse uns, die Schweiz als einen ständigen Bürgerkrieg zwischen Lebenden und Toten ansehen! Die Vaterlandsliebe erschöpft sich aber auch nicht in der Anhänglichkeit an die Scholle, die nur ihre erste und

zwar passive Grundlage bildet. So sagt Fustel de Coulanges: «Die wahre Vaterlandsliebe ist nicht die Liebe zum Boden, sondern die Liebe zur Vergangenheit, die Verehrung der Geschlechter, die uns vorangegangen sind.» Denn die blosse Liebe unseres Landes lässt noch alle Möglichkeiten zu Verirrungen offen, wie Anarchie oder Pantheismus, während die Liebe zur Vergangenheit uns das wahrhaft Menschliche, die Solidarität und die Stetigkeit der Geschlechter schenkt.

Es ist also nicht möglich, eine hohe Idee von der Schweiz zu haben, wenn man noch des Glaubens ist, die Schweiz gründe sich auf 1848. Wir dürfen um unser selbst willen heute nicht mehr glauben, dass jenes Jahr das Jahr der Erleuchtung bezeichne und dass vor ihm alles nur Finsternis und Barbarei, Knechtung und Unkultur gewesen sei. Wir können es nicht mehr glauben, weil wir heute sehen, dass das Jahr 1848 den Beginn der Verirrung bezeichnet, den Zeitpunkt, da die Schweiz auf den schlechten Weg geraten ist.

Von 1848 bis 1914 sind nur sechsundsechzig Jahre. Was sind diese sechsundsechzig Jahre gegenüber den sechseinhalb Jahrhunderten, die unsere Geschichte verzeichnet, und den mindestens zweitausend Jahren unserer Vorgeschichte? Ein solches Vorspiel zu einem so kurzen Stück, über das sich der Vorhang bereits gesenkt hat!

Die erste Idee, die wir also von der Schweiz haben müssen, ist die, dass die Schweiz seit den Römern, den Helvetern, den Kelten zu der ältesten europäischen Kultur gehört, und dass sie diese Kultur in ihren beiden wesentlichen Aspekten, dem lateinischen und dem germanischen, dem des Mittelmeers und dem des Nordens, in sich enthält. Seien wir stolz auf unseren Adel, seien wir Edelleute, «aller Fürsten Genoss», in unserem hohen und alten Hause!

Die alte Schweiz und wir

In dieser entscheidenden Stunde unseres nationalen Daseins, in dieser Stunde, da ein frühzeitig gealtertes Regime seinem Ende entgegengeht, müssen wir über die Schweiz als ein Ganzes nachdenken. Das verpflichtet uns, der Vergangenheit wieder gerecht zu werden, d. h. der alten Schweiz, da diese ja den Kern unsrer Geschichte, unseres Seins darsellt. Gerecht werden ist übrigens nicht genug gesagt. Wir müssen in der alten Schweiz Lebenskräfte und -werte suchen und die politischen und moralischen Prinzipien

wiederentdecken, deren bessere Anwendung oder restlose Wiedereinsetzung für uns geradezu die Voraussetzung des Weiterkommens bilden.

Stellen wir vorerst fest, dass die alte Schweiz wieder zeitgemäss wird, weil sich die neue Welt in all ihrem revolutionären Gebaren ungeheuer anstrengt, zur Ordnung und zur Tradition zurückzukehren.

Dies ist in keiner Weise widersinnig. Denn eine neue Welt bildet sich jeweils in den Geistern und nimmt erst allmählich äussere Gestalt an. Im Namen einer besseren Zukunft stellt sie sich einer veralteten Welt, die sie stürzen will, entgegen. Diese selbst hatte übrigens damit begonnen, dass sie eine noch ältere Welt zerstörte, sie in die Geschichte versenkte und sich an ihre Stelle setzte. Der Nachbar meines Nachbarn ist mein Verbündeter: dieses politische Prinzip findet hier seine Anwendung, aber nicht im räumlichen, sondern im zeitlichen Sinne. Gegen diese veraltete Welt, die sie zerstören will, und über sie hinweg verbündet sich die neue Welt mit der noch älteren. Die Erscheinung ist geschichtlich. Das Mittelalter hatte die antike Welt verdrängt, und um das Mittelalter, das ihnen barbarisch schien, besser bekämpfen zu können, stützten sich die jungen Generationen der Renaissance wieder auf die Antike. Später riefen die jungen Romantiker zu ihrem Feldzug gegen den Klassizismus, der aus der Renaissance und folglich aus der Antike hervorgegangen war, das Mittelalter zu Hilfe. Aber diesen Rückblick auf die Vergangenheit beseelt immer ein leidenschaftlicher Wille zur Zukunft.

Je schwerfälliger und komplizierter eine Zivilisation geworden ist, desto mehr haben wir das Gefühl, dass sie verknöchere und aufhöre, den neuen Bedürfnissen zu entsprechen, und desto mehr empfinden wir auch Sehnsucht nach den früheren Zeiten. Sehnsucht nach einem einfachen und natürlichen Leben, Sehnsucht nach Schönheit, und zugleich ein Bedürfnis, zu jenem Ort zurückzukehren, an dem unser schlechter Weg angefangen hat. Wir sehen die Irrtümer der Gegenwart und leiden darunter. Aber die Irrtümer der Gegenwart sind sehr oft Ungerechtigkeiten gegenüber der Vergangenheit, Zerstörungen, die wir bereuen, weil wir sehen, zu welch verhängnisvollen Wirkungen sie geführt haben.

Das Problem der Ursprünge und die Gefahr der Mythen

Jedesmal, wenn eine Zivilisation, ein Regime zu entarten beginnt, ergibt sich ein *doppeltes Problem*: die *Rückkehr* zu den Traditionen, den Ursprüngen, und die *Anpassung* an die neuen Zeiten. Wenn wir stark und weise genug sind, das Problem zu lösen, blühen die Ordnung, die Ruhe, das Wohlergehen wieder auf. Aber wir müssen es restlos lösen. Wenn wir nur die Reaktion oder nur die Revolution darin sehen, geht die Erschütterung weiter, wird immer stärker und schlimmer und führt schliesslich zu einer Katastrophe.

Am besten zeigt dies die französische Revolution:

Seit langem, man könnte sagen, seit dem 16. Jahrhundert, hatte die Krone die beständige, immer raschere Wandlung des wirtschaftlichen und sozialen Lebens beobachtet und versucht, Frankreich ihr anzupassen: tatsächlich beginnt die französische Revolution mit Richelieu. Die Widerstände gegen die Reformen, die die Krone unternahm, rühren von einem ausgesprochenen reaktionären Geiste her. Es ist ein Wiedererwachen des feudalen Partikularismus. Im Namen eines älteren Frankreichs, eines Frankreichs vor Richelieu, wird die Einberufung der Reichsstände gefordert: man glaubt, so zu einer hypothetischen Verfassung zurückzukehren, einer Verfassung, die aus der Zeit Philipp-Augusts oder der ersten Capetinger stammen sollte. Es war dieser Widerstand gegen die von der Krone unternommenen Reformen, der im Laufe des 18. Jahrhunderts einen Zustand der Verwirrung schuf, der im Jahre 1789 seinen Höhepunkt erreichte. Das Königtum ist gefallen, weil es nicht die nötige Einsicht und Tatkraft besessen hatte, um die Umwälzung, die es begonnen, zu Ende zu führen. Und die neuen Ideen, die der Philosophen, besonders Rousseaus, haben sich in die reaktionäre, gewohnheitergebene Opposition gestürzt und diese in eine Revolution verwandelt. In unseren Tagen, vor unseren Augen ist die Unmöglichkeit, dieses doppelte Problem der Tradition und der Revolution zu lösen, im Begriff, das ganze Werk des Nationalsozialismus zu verderben. Versuchen wir, nicht denselben Fehler zu begehen. Wir müssen einsehen, dass zur alten Schweiz zurückkehren z. B. nicht heisst, einen so lockeren und unbrauchbaren Föderalismus wie den des 18. Jahrhunderts erneuern, sondern dass es sich um die Prinzipien handelt, auf die die alte Schweiz gegründet war. Und das erste dieser Prinzipien ist dieses: der

Mensch ist nur imstande, fortschrittlich zu sein, wenn er zuerst einmal konservativ ist. Es ist das Gesetz Quintons: die Bewahrung des vitalen Milieus. Und das Gesetz des Archimedes: um Bewegung zu erzeugen, bedarf es des Unbeweglichen.

Nie verlässt ein Volk ungestraft den Weg, den es jahrhundertelang gegangen ist. Nie wird es ungestraft seinen Ursprüngen untreu. Montesquieu und vor ihm Machiavelli drückten diese Wahrheit so aus: «Jeder Staat erhält sich durch die selben Mittel, die ihn gegründet haben.» Je mehr eine Generation sich ihrer Geschichte entziehen, mit der Vergangenheit brechen will, desto mehr wird sie die eiserne Faust dieser Geschichte, dieser Vergangenheit zu spüren bekommen. Denn die Vergangenheit, die Geschichte sind Faktoren, die kein Politiker aus seinen Rechnungen wird streichen können, ohne diese zu fälschen und eines Tages selbst als Fälscher zu erscheinen.

In den Zeiten der Verwirrung und der Unsicherheit, wenn ein Gemeinwesen erstarrt und ein Regime verbraucht ist, wenn man eine Zeitwende kommen fühlt und sich darauf vorbereitet, drängt sich immer wieder das Problem der Ursprünge auf. So war es im 18. Jahrhundert, und so ist es heute. Aber es gilt, das Problem richtig zu stellen; denn sonst führt es zur Anarchie und zur Auflösung.

Das Problem richtig stellen heisst, es konkret stellen und nicht abstrakt, wie es Rousseau und sein Jahrhundert mit ihrer Hypothese des Naturmenschen und des Naturzustands getan haben. Stellen wir das Problem abstrakt, so haben wir vor uns nur noch einen Mythus. In diesem Falle beseelen wir diesen Mythus mit all unseren Trugbildern, Träumen und Leidenschaften, mit unserem Hass und unseren Vorurteilen. Und der Mythus wird dann äusserst gefährlich. Was in Wahrheit die Entartung einer Epoche bezeichnet, ist die geistige Lähmung, jene revolutionäre Müdigkeit, die wir durch das Gesetz des geringsten geistigen Kraftaufwands, durch die Vorliebe für die primitive, unreife und massenbetörende Idee, durch jene Form der blossen Verneinung, der die Zerstörung auf dem Fusse folgt, zu charakterisieren versucht haben. Da seit Rousseau und den Utopisten des 18. Jahrhunderts die Geschichtswissenschaft immerhin weitergeschritten ist, haben wir die bestrickende Hypothese eines Naturzustands und eines ursprünglichen und natürlichen Menschen-Typus aufgegeben. Aber das Bedürfnis, zu den Ursprüngen zurückzukehren, liegt in der Natur des Men-

schen selbst, und in Augenblicken wie den heutigen, macht sich diese ewig gleiche menschliche Neigung wieder besonders spürbar: die Sehnsucht nach dem einfachen Leben ist immer da. Nur verfügen wir heute über so viel Gelehrsamkeit, dass wir diese Sehnsucht, dieses Bedürfnis wissenschaftlich und geschichtlich bemänteln. Sicher werden wir den «edlen Wilden», den Rousseaus «Inégalité parmi les hommes» beschwor, nicht mehr auferwecken, aber wir geben ihm heute pseudowissenschaftliche Nachfolger, z. B. den Arier, der Hitler so am Herzen liegt, oder den Urgermanen der vorkarolingischen, ja vorrömischen Zeiten, das Ideal Darrés, oder den luziferisch schönen nordischen Menschen, von dem Günther und Rosenberg schwärmen.

Immer bleibt die Gefahr des Mythus. Je weniger wir über einen Menschentypus oder eine Epoche wissen, desto mehr füllen wir diese Lücken mit Hypothesen, leichten und übereilten Ableitungen, ja blossen Einbildungen, und desto mehr schmücken wir sie nach unseren eigenen, heutigen Wünschen aus. In der Schweiz sind wir zu vernünftig, zu gebildet, um der arischen oder nordischen Schwärmerei zu verfallen. Trotzdem bleiben wir unter dem Eindruck der Ideen Rousseaus, des utopischen und idyllischen Helvetismus des 18. Jahrhunderts. Wir hängen auch immer noch am Mythus des alten Schweizers, von der Prägung Wilhelm Tells oder der Grütli-Schwurbrüder: dieses alten Schweizers, des eigentlichen Ahnen unsrer Demokraten und unsrer Freisinnigen, des geschworenen Feindes aller Fürsten und Adeligen, des freien und tugendhaften Hirten. Dieser Mythus bleibt volkstümlich. Zu der Zeit nämlich, da er sich bildete, waren unsre Geschichtskenntnisse noch oberflächlich, und damals haben wir in jenem Typus die demokratische Idee, den romantischen Traum und den liberalen Geist verkörpert gesehen. Diese Tendenz ist so stark, dass wir Mühe haben, uns davon zu befreien. Und doch müssen wir uns davon befreien: denn sie fälscht unsere ganze Geschichte.

Ueberdies handelt es sich gar nicht darum, einen Typus des alten Schweizers zu erdenken, um unserer freisinnigen oder auch konservativen Demokratie Ahnen zu verschaffen. Es handelt sich nicht darum, irgendwo in unsrer Geschichte eine ideale Zeit zu suchen. Es handelt sich vielmehr darum, unsere ganze Geschichte und alle Geschlechter, die sie durchlaufen haben, zu erfassen, um daraus eine *wesentliche Idee* von der Schweiz zu gewinnen. Ich sage: daraus zu *gewinnen* und nicht etwa, wie es wohl ein

Hegelianer täte, in der Schweiz die materielle, historische, politische Verkörperung einer Idee zu sehen.

Die Struktur der Schweiz

Wir müssen uns also von jeder vorgefassten Idee freimachen und die beiden grundlegenden Realitäten betrachten: den B o d e n und die M e n s c h e n.

Die Schweiz ist ein historisches und politisches Gebilde. Dieses ist weder durch die Sprache noch durch die Rasse helvetisch, sondern ausschliesslich durch den Boden und die Geschichte. Wenn wir eine Karte Europas entfalten, können wir feststellen, dass die Natur zwischen Italien und Deutschland, Frankreich und den Donauländern, zwischen der germanischen und der romanischen Welt, einen f r e i e n R a u m gelassen hat. Das Rheintal, die Jurakette, der Nordfuss der Alpen bilden den Rahmen dieses freien Raumes. Dabei ist es nebensächlich, dass die Schweiz diesen Rahmen an einem Orte überschritten, an einem anderen nicht erreicht hat: wir haben hier ein Schutzgebiet für ein Volk, das von den grossen Volksgemeinschaften, die es umgeben, unabhängig ist.
Der erste Eindruck ist also der der Enge und der Absonderung. Bei näherem Hinblicken stellen wir aber fest, dass dieser freie Raum ein Kreuzpunkt natürlicher Strassen ist. Diese natürlichen Strassen sind die Flusswege und die Alpenpässe. Flusswege und Alpenpässe liegen so, dass in Wirklichkeit die Schweiz allen Einflüssen zugänglich ist, aber zugleich die Möglichkeit hat, diese einzudämmen, ja sich ihnen zu entziehen, sich gegen Ueberflutungen zu schützen und abzuschliessen. Die Natur zwingt diesen Einflüssen beständige Richtungen auf, Richtungen, die wir auch in den Geistern wiederfinden.

Wenn wir nun eine Schweizerkarte zur Hand nehmen, sehen wir, dass das, was wir einen freien Raum genannt haben, selbst ein sehr bewegtes Antlitz zeigt. Ich spreche hier nicht von den Alpen- und Juratälern, sondern von der mit Unrecht so bezeichneten Hochebene, wo die Städte, die Kulturherde sind, wo sich die Bevölkerung zusammendrängt und sich das nationale Leben entfaltet. Die Schweiz besteht aus lauter kleinen Gebieten. Jedes dieser Gebiete zieht einen Stamm an, bildet ein Gemeinwesen aus. Die Schweiz ist nie durch Masseninvasionen bevölkert worden — abgesehen vielleicht von den Alemannen —, sondern durch be-

ständiges tropfenweises Eindringen kleiner Gruppen. Diese kleinen Gruppen haben sich von den grossen Volksgemeinschaften, die uns umgeben, der germanischen und der romanischen Welt, losgelöst und scheiden sich auch heute noch von ihnen ab.

Das ist also der natürliche und historische Grund, aus dem heraus die Schweiz weder eine Einheit der Sprache noch der Rasse besitzt und die grossen Volksgemeinschaften sich mit ihrer Rasse und ihrer Sprache in unser Gebiet fortsetzen. Auf den ersten Blick scheint die Schweiz den zentrifugalen Kräften preisgegeben. Dass sich eine Nation aus Katholiken und Protestanten, aus Franzosen und Deutschen, Rätoromanen und Italienern hat bilden, sich sogar im Lauf der Jahrhunderte einen eigenen Geist hat schaffen können, dies ist ein Paradox der Geschichte. Und wieder stehen wir vor einem anderen Gegensatz: einer bis zum Aeussersten getriebenen Differenzierung, die gleichwohl, wenn auch nicht eine Einheit, so doch eine Einigung darstellt. Wie erklärt sich aber dieser Gegensatz? Er erklärt sich durch ein gemeinsames Bedürfnis nach Autonomie, nach Unabhängigkeit.

Vergleichen wir nun die Geographie mit der Geschichte:
Die Schweiz, also dieses Land kleiner Gebiete, besteht aus kleinen städtischen und ländlichen Gemeinschaften. Diese Gemeinschaften sind ungleicher, ja oft entgegengesetzter Art. Da sie verschiedene Sprachen sprechen, verstehen sie sich oft nicht einmal. In Wirklichkeit aber ist das alles nebensächlich. Was sie einander nahebringt, ist die Nachbarschaft, dasselbe Leben auf demselben Boden, dasselbe Bedürfnis und folglich dasselbe Streben nach Autonomie. Denn, wenn sie sich einmal von den ursprünglichen grossen Volksgemeinschaften gelöst haben, wollen sie sich nicht von diesen wieder aufsaugen lassen. Im Gegenteil, um sich besser zu verteidigen, verbünden sie sich mit einander, bilden den Bund: das traditionelle Bild, das wir noch auf gemalten Häuserfassaden, auf bunten Glasscheiben öffentlicher Säle finden. So haben die Deutsch-Schweizer drei Jahrhunderte lang gegen Oesterreich gekämpft und sich vom Reich gelöst. So haben die Genfer nie die französische Herrschaft geduldet. So haben sich die Tessiner 1802 gegen die italienischen Soldaten der cisalpinischen Republik erhoben mit dem Ruf «Liberi ma Svizzeri!» Und wir könnten weiter zurückgehen, z. B. bis zu jenem ersten Bündnis, das in der Mitte des 13. Jahrhunderts den Grafen von Savoyen und den Bischof von Konstanz, die Stadt Bern und den Abt von St. Gallen, den oberschwä-

bischen Adel und die freien Bauern der Waldstätte gegen die Habsburger verband. Einige Jahre später braucht nur noch ein ewiger Bund die Bewohner des mittleren Gebiets, des Gotthard-Gebiets, zu vereinigen, ein Bund, der sich dann allmählich über den ganzen freien Raum zwischen dem Rhein, den Alpen und dem Jura ausdehnt.

Die gemeinsame Verteidigung

Die Schweiz war also ursprünglich ein System gemeinsamer militärischer Verteidigung. Wir dürfen uns diese gemeinsame Verteidigung nicht nach der Art der Romantiker vorstellen: freie und bescheidene Hirten, die plötzlich von Rittern und Fürsten überfallen werden, sich gegen diese wenden und sie mit Baumstämmen und Felsblöcken zerschmettern und schliesslich siegen, weil das Recht auf ihrer Seite ist.

> L'effrayant avoyer Gundoldingen cassant
> Sur César le sapin des Alpes teint de sang.

Ich brauche wohl nicht zu sagen, dass der Schultheiss Gundoldingen, dessen barbarischer Name Victor Hugo bezauberte, ein reicher und gebildeter Patrizier, ein ausgezeichneter Hauptmann und schlauer Diplomat war und nichts von einem rauhen und furchtbaren Riesen hatte ... Nein, ich meine ein militärisches System im technischen Sinn: ich meine die sorgfältige Kriegsvorbereitung, die Ueberlegenheit in der Taktik und der Bewaffnung, die Staatskunst im Dienste der Kriegskunst. Die Schlacht am Morgarten ist in dieser Beziehung ein Muster; den Sieg von Murten gewann ein kluger und zeitgemässer Führerstab von Patriziern und Adeligen über einen unklugen und rückständigen Gegner. Die Schweizer haben hauptsächlich die Defensiv-Offensive angewandt; sie haben ihr Land mit dem Schwert in der Hand, durch eine Reihe von Eroberungen geschaffen; sie waren hart, ja oft grausam in ihrer Kriegsführung; sie haben imperialistische Absichten verfolgt. Aber sie haben sich als ein Volk von Soldaten offenbart und sind ein Volk von Soldaten geblieben. Ihre nationale Erziehung bildete und bildet noch heute der Militärdienst. Unsere Milizarmee ist übrigens unsere älteste Einrichtung. Sie geht auf jene bewaffneten Versammlungen der freien Männer zurück, die noch in den Landsgemeinden von Unterwalden und Appenzell fortleben. Wenn wir die schweizerische Miliz der Murtenzeit mit

der heutigen vergleichen, so sehen wir, dass sich nichts Wesentliches geändert hat. Der Schweizer, und dies ist einer seiner bezeichnendsten Züge, betrachtet den Militärdienst als ein Recht, nicht als eine Pflicht. Die Waffen sind das Vorrecht des freien Mannes, das Zeichen der Freiheit.

Aber die gemeinsame Verteidigung musste notwendigerweise zu einer Organisation führen. Schiedssprüche, wirtschaftliche Uebereinkünfte, diplomatische Verständigung, Tagsatzungen, vorübergehende Bündnisse, ewige Bündnisse, Staatenbund, Bundesstaat; hier haben wir die ganze Entwicklung der Schweiz, eine Entwicklung, die beinahe sieben Jahrhunderte gedauert hat und, bis 1847, beständig durch Bürgerkriege unterbrochen und verzögert wurde. Denn der Schweizer ist nur scheinbar friedliebend. In Wirklichkeit ist er ein harter und eigensinniger Mensch, der politische Zuchtlosigkeit mit militärischer Zucht vereinigt. Der Schweizer ist wohl vor allem ein «politisches Lebewesen». Aber welcher Art?

Was heisst: Schweizer sein?

Die politische Art des Schweizers ist weder an und für sich noch ursprünglich die demokratische: die Demokratie ist nur das Ergebnis einer Tendenz. Seine politische Art ist die föderalistische, und die Grundlage des Föderalismus ist, und sie muss es auch bleiben, die örtliche Selbstverwaltung. Wir müssen uns hier genau Rechenschaft geben, in welcher Stufenfolge die politischen Werte für den Schweizer stehen und wie und wodurch man überhaupt ein Schweizer ist. Man ist nicht ohne weiteres ein Schweizer, wie man ein Franzose ist; man ist zuerst Freiburger oder Berner und erst, weil man Freiburger oder Berner ist, ist man auch ein Schweizer; und man ist Freiburger, Berner, weil man aus der oder der Gemeinde im Kanton Bern oder Freiburg her ist. Es gibt kein eidgenössisches, es gibt nur ein kantonales Bürgerrecht. Die Kantone sind Republiken, die Kantone sind die Heimat. Die Kantone sind der Staat. Wenn mein Pächter in der Umgangssprache des Volkes «Staat» oder «Regierung» sagt, so versteht er darunter die Freiburger Behörden; wenn er von den Bundesbehörden, von Bern, sprechen will, sagt er «der Bund». In der Schweiz hat die nationale Idee beim Kanton angefangen. Es waren die Kantone, die zwischen dem 15. und 16. Jahrhundert die Schweiz aus ihrer feudalen Bunt-

scheckigkeit und Zerstückelung zu einer ersten Form administrativer und politischer Einheit gebracht haben. Der Kanton war also der erste Herd des nationalen Gefühls, das sich dann, aber kaum vor dem 18. Jahrhundert, allmählich auf die ganze Schweiz ausgedehnt hat.

Die Eidgenossenschaft ist eben noch ganz jung: in der Gestalt des Bundesstaats ist sie erst sechsundachtzigjährig. Der schweizerische Patriotismus ist also ein kantonales Gefühl und eine eidgenössische Idee, die Idee des Bundes, der gemeinsamen Verteidigung, des Schiedsspruchs, der Solidarität: es ist die Idee des Eides, die ja im Wort Eidgenosse enthalten ist, die Idee gegenseitiger Unterstützung, die die Devise «Einer für alle, alle für einen» ausdrückt. Aber es ist auch die Idee, dass jeder an seinem Platze und Meister in seinem Kreise bleiben soll: Autonomie der Familie in der Gemeinde, der Gemeinde in der Republik, der Republik in der Eidgenossenschaft — diese ganze starke Kette, damit die Eidgenossenschaft in der Schweiz und die Schweiz im Herzen Europas unabhängig bleibe.

Warum die Schweiz sich behauptet hat

Das ist also die Struktur der Schweiz. Im 13. Jahrhundert, als sich die Schweiz zu bilden begann, war ein solcher Bund kein ungewöhnliches Ereignis. Im Laufe des Mittelalters, in der Periode, die die Entwicklung der städtischen, bürgerlichen Kultur und die Befreiung der ländlichen Gemeinschaften kennzeichnen, haben sich viele Bünde dieser Art gebildet. Aber fast immer waren es nur vorübergehende und Gelegenheits-Bünde. Andere Bünde haben sich nicht behauptet, obschon der Wille zur Selbstbehauptung da war. Aber die Schweiz hat sich gehalten, weil sich hier drei Voraussetzungen der Dauer vereinigt fanden. Einmal dieser natürliche Rahmen, dieser freie Raum, der der Schweiz gestattete, sich so leicht von den grossen Volksgemeinschaften, vor allem der germanischen, loszulösen und der Wiedereinverleibung zu entgehen. Ferner die Verschiedenheit dieses Bodens und dieser Menschen selbst: wir dürfen nicht vergessen, dass ein grosser Teil des schweizerischen Lebens in innerem Austausch, in wirtschaftlichen, sozialen und geistigen Beziehungen bestand, ehe die politischen Bündnisse zustandekamen. Schliesslich war es der Wille der Menschen, ein Wille, der stärker war als

die Umstände, die sie naturgemäss trennten, aber nicht ein anonymer Kollektiv-Wille, sondern der bewusste Wille einer Elite, welche die freien Bauern, diese Hirten-Aristokratie, die sich als allen Fürsten ebenbürtig betrachtete und es nach mittelalterlichem Recht auch war, die Bürgerschaften der Städte und, was wir nicht vergessen dürfen, der niedrige und mittlere Adel stellten.
Worauf gründete sich nun dieser Wille? Worauf gründet er sich noch heute?

Er gründet sich ausschliesslich auf moralische Kräfte.

Die moralischen Kräfte

Die erste dieser moralischen Kräfte ist die Freiheit. Nicht die abstrakte Freiheit der modernen Ideologie, sondern eine konkrete Freiheit, die mitten unter lebenden Realitäten, unter Menschen, Ländereien, Dingen stand. Jeder wollte Meister sein in seinem Kreise. Jeder wollte er selbst bleiben. Keine der schweizerischen Gemeinschaften verstand unter dem Wort Freiheit etwas anderes. Keine duldete Einmischungen und Uebergriffe ihrer Nachbarn. Sinnbild: die Kappeler-Suppe — «das Uebrige auf deinem Gebiet». Bern gehöre den Bernern und Genf den Genfern. Und in Bern oder in Genf bleibe der Familie, was der Familie gehört, ausser den Opfern für die Stadt. Denn die Grundlage der schweizerischen Freiheit ist die Freiheit der Familien. Die Schweiz ist ein Geflecht tiefverwurzelter Familien: daher die so starke Proportion alter Familien, die das Land noch heute aufweist. Eben weil dieses Familien-Geflecht gehalten hat, hat die Schweiz die schlimmsten Zeiten ihrer Geschichte, Fremdherrschaften und Bürgerkriege überstanden, hat sich immer wieder aufzurichten gewusst. Es wirkt, auch heute noch, etwas Patriarchentum im wahren schweizerischen Leben.

Die zweite moralische Kraft ist die Tradition. Tradition, vergessen wir das nicht, bedeutet keineswegs Unbeweglichkeit. Die Tradition enthält eine Idee der Bewegung, einen Dynamismus, der nicht aufs Geratewohl, sondern, des Ausgangspunkts und des Zieles bewusst, in ganz bestimmter Richtung treibt. Die Tradition ist notwendigerweise stark in einem Lande, das historisch und nur historisch ist. Daher die bemerkenswerte Kontinuität unserer Geschichte. Daher diese Verehrung der Geschichte, die eine unserer auffälligsten nationalen Eigenschaften bildet.

Die dritte moralische Kraft ist die Fähigkeit der Aufnahme, der Assimilation. Bei uns haben Stadt und Land es immer verstanden, fremde Elemente aufzunehmen, zu assimilieren — um sich zu überzeugen, braucht man nur die alten Register unserer Bürgerschaften hervorzuholen, z. B. die der Bürgerschaft von Freiburg im 15. Jahrhundert, worauf man deutsche, französische, italienische Namen findet. Die Sperrung dieser Register, aus wirtschaftlichen und politischen Gründen, war für die alte Schweiz der Beginn der Entartung. Diese Aufnahmekraft und Aufnahmewilligkeit ist jedem Bunde eigen, dessen Prinzip es ist, für neue Mitglieder offen zu bleiben.

Die vierte moralische Kraft ist der Geist der Gesellschaftsbildung, der staatsbürgerliche Geist, der nach seiner Ausdehnung über die ganze Schweiz zum nationalen Geiste wird. Was diesen Geist bildet, fördert und erzieht, ist die Tätigkeit im öffentlichen und besonders im berufsständischen Leben. Noch heute ist die Schweiz das Land der Gesellschaften. Jedem Tätigkeitszweig, welcher Art er auch immer sei, entspricht eine Gesellschaft, die über alle Partei-, Konfessions- und Sprachunterschiede hinweg alle Schweizer vereinigt, die ein gemeinsames, geistiges oder praktisches Interesse, eine gemeinsame Beschäftigung haben. Und auch dies ist ein ebenso festes Geflecht wie das der Familien.

Die fünfte moralische Kraft ist der militärische Geist. Die Schweiz begann als eine Organisation der gemeinsamen Verteidigung, ist also aus einer militärischen Idee hervorgegangen. Diese Idee erhält das Land, indem sie den Geist der Mannszucht erhält, dieses notwendige Gegenmittel für den Geist der Freiheit. Wenn die Armee, unsere Armee, nicht da wäre, würden wir heute zunächst der moralischen und dann der politischen Zersetzung verfallen. So aber verkörpert heute in einem Lande, das die Demokratie zur Autorität-Verleugnung geführt hat, einzig noch die Armee die Idee des Hauptes, des Führers und der Führung im ursprünglichen Sinne des Landammanns, des Bannerherrn und des Schultheissen.

Die sechste, die höchste moralische Kraft erhalten wir aus dem Eide: die Treue zu den Bündnissen, zur Eidgenossenschaft. In dem Wort Eidgenossenschaft selbst finden wir ja, wie ich erwähnt habe, die Idee des Eides. Aber der Eid ist vor allem eine religiöse Handlung: man schwört und verpflichtet sich bei Gott.

Die gegenwärtige Verfassung der Schweiz beginnt auch noch feierlich im Namen Gottes, wie der Bundesbrief von 1291; dadurch besitzt unsere helvetische Eidgenossenschaft wenigstens noch den Anschein eines christlichen Staats. Zur Reformationszeit aber konnten sich Katholiken und Protestanten sogar bekämpfen und hassen — über das Grundprinzip, dass der Staat christlich sein muss, und dass ein beschworenes Versprechen selbst gegenüber den schlimmsten Feinden verpflichtet, sind sie sich trotzdem einig geblieben. Und dies ist der Grund, weshalb die Schweiz an der religiösen Spaltung nicht zugrunde gegangen ist.

Die Prinzipien unserer Verfassung

Aus unserer historischen und natürlichen Struktur und aus den moralischen Kräften, die sie bis zur heutigen Erschütterung beseelt und erhalten haben, ergeben sich die Prinzipien einer Verfassung von selbst. Wir müssen hier mit Joseph de Maistre an diese Wahrheit erinnern: die wahren Verfassungen sind nicht die geschriebenen, sondern die natürlichen, die sich aus der Wirklichkeit selbst ergeben. Eine geschriebene Verfassung kann nur Dauer und Wert haben, wenn sie der getreue Ausdruck der natürlichen Verfassung ist.

Das erste Prinzip: es wird nie gelingen, ein Volk, das sich aus Germanen und Romanen zusammensetzt, ein Volk, das vier Sprachen spricht, ein Volk, das zwei Religionen angehört, durch unitarische Gesetze und Massnahmen zu regieren, auch nicht demokratisch.

Das zweite Prinzip: es gibt kein schweizerisches Volk, es gibt nur schweizerische Volksstämme. Die Auffassung von einem schweizerischen Volke ist jakobinischer, revolutionärer Herkunft. Sie entspricht nur einer gesetzlichen Fiktion. Sie entspricht keiner lebendigen Wirklichkeit. Im Gegenteil, die gesetzliche Fiktion nivelliert, zerdrückt und tötet die lebendige Wirklichkeit.

Das dritte Prinzip: die Schweiz ist ein Bund von Republiken. Einzig diese Republiken bilden die Schweiz als solche. Ihre Rechte sind also älter als die der Eidgenossenschaft und dürfen folglich durch diese nicht verletzt werden.

Das vierte Prinzip: die schweizerischen Republiken haben sich freiwillig verbunden, und das Ziel ihres Bundes ist die gemeinsame Verteidigung ihrer Rechte, ihrer Unabhängigkeit, ihrer Traditionen, ihres Geistes.

Das *fünfte* Prinzip: diese Republiken haben sich nicht durch eine Verfassung verbündet, die durch die Mehrheit der Kantone und die Mehrheit der Wähler den anderen aufgezwungen worden wäre, sondern durch einen Vertrag, den jede Republik freiwillig angenommen und freiwillig beschworen hat.

Das *sechste* Prinzip: die Kantone können nur auf diesen Vertrag verpflichtet werden. In allen anderen Dingen müssen sie souverän bleiben.

Das *siebente* Prinzip: jede eidgenössische Regierung und jedes eidgenössische Parlament muss aus den Kantonen und nicht unmittelbar aus den Wählern hervorgehen.

Das *achte* Prinzip: die Eidgenossenschaft kann niemals, und unter keinem Vorwand, direkte Steuern erheben.

Das *neunte* Prinzip: die Bürger sind nicht von Kanton zu Kanton austauschbar, die Kantone gehören ihrer eingewurzelten, einheimischen Bevölkerung und nicht der Bevölkerung der andern Kantone, da es ja keine unmittelbare helvetische Nationalität geben kann.

Das *zehnte* Prinzip: die eidgenössische Regierung muss in ihrem eigentlichen Bereich so viel Macht haben als nur möglich.

Dies sind, was ich die zehn Gebote der Schweiz nennen möchte.

Ich höre schon, wie alle Juristen, alle Nationalökonomen, alle Bundesbeamten, alle Abgeordneten laut aufbegehren — wahrscheinlich sogar solche, die sich Föderalisten nennen. Auf ihre Einwände, die ich im voraus kenne, werde ich antworten: alle diese Prinzipien sind richtig, oder sie sind falsch. Wenn sie falsch sind, warum haben dann die entgegengesetzten Prinzipien oder die Kompromisse, die heute herrschen, so unerfreuliche Wirkungen hervorgebracht? Wenn die Prinzipien wahr sind, so können sie nur glückliche Wirkungen hervorbringen, es wäre denn, dass man sie durch Uebertreibung fälschte. Man halte mir nicht die wirtschaftlichen Erfordernisse entgegen. Es gibt ein Mittel, diese jenen Prinzipien anzupassen, und dieses heisst *berufsständische Organisation.*

Fatalitäten der Geschichte gibt es nur, wenn wir die Geschichte rückwärts betrachten. Die Konstanten, die mit der Eigenart der Menschen in einem gegebenen geographischen Rahmen zusammenhängen, bedeuten in keiner Weise Fatalität. Unsere Prinzipien ergeben sich übrigens aus diesen Konstanten. Und ein grosser Staatsmann wäre immer imstande, sie anzuwenden.

Der Sinn unseres Daseins

Wir müssen hier noch einmal, im Gegensatz zur Gewohnheit der Politiker, auf den Grund der Dinge dringen:
Was ist der Sinn unseres Daseins, was haben wir Wesentliches zu bewahren, zu retten?

Der Sinn unseres Daseins liegt nicht in unserer wirtschaftlichen Ordnung: wirtschaftlich ist unser Dasein, wie wir wissen, erschüttert. Der Sinn unseres Daseins liegt auch nicht in unserer gegenwärtigen politischen Ordnung: die Einrichtungen sind nur Formen, die sich je nach den Zeiten, den Umständen, den Bedürfnissen ändern können. Die Regime gehen vorüber und das Vaterland bleibt. Ein Regime ist nur ein Mittel und nicht ein Selbstzweck, und wir werden nie zu denen gehören, die ihr Vaterland einem Regime aufopfern.

Der Sinn unseres Daseins ist etwas viel Tieferes, viel Menschlicheres: eine Kulturform, die imstande ist, die menschlichen Werte zu bewahren, zu sichern, zu fördern, und zwar in dem, was an diesen menschlichen Werten wesentlich, natürlich und geistig zugleich, in einem Wort christlich ist.

Um dies richtig zu verstehen, müssen wir uns zuerst ein klares Bild von der schweizerischen Kultur machen. Das Bild, das unsere Künste geschaffen, besonders die Baukunst unserer Städte auf ihrem landschaftlichen Hintergrund:

Unsere Kultur setzt sich aus anderen Kulturen zusammen. Wir haben viel weniger selbst hervorgebracht als uns angepasst, assimiliert. Da wo unsere Kultur am eigenartigsten ist, wie in Bern, in Freiburg, im Gotthard-Gebiet, in Graubünden, könnten wir die Definition auf sie anwenden, die der Sprachforscher Ascoli von der rätoromanischen Sprache gibt: romanische Form und germanischer Stoff. Unsere Kultur ist das Bild unseres Bodens und unseres Volkes. Genf ist rein romanisch; Schaffhausen, am anderen Ende des Landes, ist rein deutsch; aber zwischen Genf und Schaffhausen gehen diese Kulturformen in langsamen, schrittweisen Wandlungen ineinander über. Darin liegt der Reiz und die Kraft der schweizerischen Kulturwerke.

Was versinnbildlicht, verkörpert nun wiederum diese eine und doch vielfältige Kultur?

Hier zeigt sich der erste Wert, der offenbarste Sinn des Daseins der Schweiz in Europa. Dass es nämlich möglich ist, Menschen verschiedener, ja entgegengesetzter Rassen, Sprachen und Religionen p o l i t i s c h zu vereinigen und zusammen leben zu lassen. Und zwar nicht nur Protestanten und Katholiken — das sehen wir überall —, nicht nur verschiedene, ja entgegengesetzte Sprachen und Rassen — das sehen wir auch anderswo als in der Schweiz —, sondern gerade Deutsche, Franzosen und Italiener. Daher dieser hübsche Ausspruch Samuel Cornuts: «Die Schweiz ist ein kleines, mit sich selbst versöhntes Europa.»

Aber wie gelingt es, diese Gegensätze miteinander in Einklang zu bringen? Die Antwort bildet geradezu das Leitmotiv dieser Schrift: durch den F ö d e r a l i s m u s. Und dieser ist tatsächlich der zweite Eigenwert, der zweite Sinn unseres Daseins. Es ist ein Gemeinplatz, zu behaupten, die Schweiz müsse sich durch ihre politische Form von ihren Nachbarn unterscheiden. Aber in diesem Gemeinplatz steckt eine Wahrheit. Diese Wahrheit wiederum ist tief in der Eigenart der Schweiz verwurzelt. Erinnern wir an die Grundtatsachen: es gibt keine schweizerische Rasse, ausser der Rasse des Viehs; es gibt keine schweizerische Sprache; die Schweiz ist nur ein historisches und politisches Gebilde in einem gegebenen natürlichen Rahmen. Wenn also dieses Gebilde nicht oder nicht mehr eine Eigenart aufwiese, die es von den grossen Staaten unterschiede, von den grossen Staaten, die es umgeben und deren Sprachen es ja spricht, würde es unvermeidlicherweise aufgesogen. Der Erste Konsul hat in seiner Audienz von St. Cloud am 12. Dezember 1802 den schweizerischen Abgeordneten ein für allemal erklärt, wie unser Land politisch organisiert werden muss: «Die Schweiz sieht keinem einzigen anderen Staate ähnlich, weder in bezug auf die Ereignisse, die sich dort seit mehreren Jahrhunderten abgespielt, noch in bezug auf die geographische Lage, die verschiedenen Sprachen, die verschiedenen Religionen und die ausserordentliche Verschiedenheit der Sitten, die zwischen den einzelnen Teilen herrscht. Die Natur hat euren Staat föderalistisch geschaffen, sie besiegen zu wollen wäre wahnwitzig. Solche vielfältigen Länder brauchen vielfältige Regierungen.»

Diese Worte, in denen wir den Einfluss des Landammanns d'Affry wiederfinden — eines der grössten Staatsmänner, den unsere Geschichte immer noch nicht genügend gewürdigt hat —, gewinnen heute wieder ihre volle Bedeutung. Die V e r e i n h e i t l i c h u n g

der Schweiz würde zur Vernichtung der Schweiz führen. Je mehr wir von zentralisierten, absolutistischen Staaten umgeben sein werden, desto mehr werden wir unseren Föderalismus betonen müssen. Nur dadurch werden wir uns, um es noch einmal zu sagen, auf die offenbarste und zugleich grundsätzlichste Art von unseren vereinheitlichten und vereinheitlichenden Nachbarn unterscheiden; nur dadurch werden wir ihren Stössen widerstehen. Nehmen wir ein Beispiel: solange der Tessin eine Republik sein wird, ist der Irredentismus nicht zu fürchten; sobald er aber nur noch eine Provinz wäre, würde sich Italien berechtigt fühlen, im Namen des bedrohten Italienertums einzugreifen.

Der Föderalismus ist also der Sinn unseres politischen Daseins und das Pfand unserer Unabhängigkeit. Und nicht etwa die Demokratie, wie sich die oberflächlichen Geister einbilden. Die Demokratie werden wir nur als einen Sinn des Daseins und ein Pfand der Unabhängigkeit ansehen können, wenn sie imstande ist, den Föderalismus wieder herzustellen. Aber wird sie dazu imstande sein? Was mich daran zweifeln lässt, ist ihre unaufhaltbare Tendenz zur Zentralisierung, zum Staatsabsolutismus. In der Wirklichkeit ist der Föderalismus auf dem Rückzug, wenn er auch in den Geistern Boden gewinnt.

Uebrigens wird der Föderalismus diesen Namen nur wirklich verdienen, wenn er in sich selber konsequent bleibt. Gegen die Zentralisierung und den Absolutismus des Bundes zu kämpfen, ist ein vergebliches Unternehmen, wenn wir nicht imstande sind, gegen die Zentralisierung und den Absolutismus im Innern der Kantone selbst zu kämpfen. Solange wir uns damit begnügen, den Stiel bis auf den Boden abzuschneiden, ohne die Wurzel auszureissen, wird das Unkraut immer wieder wachsen. Solange der Staatssozialismus in den Gemeinden, den Kantonen wuchern wird, wird er auch in der Eidgenossenschaft wuchern. Wir können ihn so vielleicht noch einschränken, aber nie ausrotten.

Steigen wir noch tiefer hinunter, bis zu den Wurzeln und bis zu der geweihten Erde, in der unsere Vorfahren ruhen und aus der die Wurzeln ihre Säfte schöpfen.

Das eigentliche Wesen des Föderalismus

Worauf gründet sich der Föderalismus? Er gründet sich auf die örtliche Selbstverwaltung, auf das Dasein und die innere Autonomie der ganz kleinen Gruppen.

Die Kantone haben sich als Republiken mit einer zentralen Regierung und Verwaltung — und einem eigenen Patriotismus — erst unter dem «alten Regime» und zwar spätestens seit dem Ende des 15. Jahrhunderts gebildet. Wenn der heutige Bundesstaat die Schöpfung des demokratischen und liberalen Regimes ist, so sind die Kantone die Schöpfungen des «alten», in Wirklichkeit oder dem Geiste nach patrizischen Regimes.
Vor den Kantonen gab es nur einen ungleichen Komplex örtlicher Gruppen. Eine vorherrschende Gruppe wirkte um sich herum wie ein Magnet: denken wir an die Stadt Bern oder den Flecken Schwyz.

Was charakterisiert nun die örtliche Selbstverwaltung? Negativ wird sie gekennzeichnet durch den völligen Mangel der Massenidee, also des Kollektivismus, des Gleichheitssystems und, da ja die Zahl immer beschränkt ist, des Zahlenprinzips. Das «Prinzip der grossen Zahlen», bezeichnend für die modernen Demokratien, ist also diesem Grundprinzip, auf dem wir ruhen, entgegengesetzt. Positiv wird die örtliche Selbstverwaltung durch die persönlichen und erblichen Züge charakterisiert: wir sehen die Personen, wir kennen sie, wir wissen, was sie durch sich selbst und besonders durch ihren Atavismus und ihre Tradition vorstellen; denn was die Gruppe bildet, sind die Familien, die eingewurzelt sind oder sich dank ihrem Besitztum einwurzeln — um Bürger zu werden, muss man sich über den Besitz eines Hauses ausweisen können. Die örtliche Gruppe gründet sich auf die Familie und auf die berufsständische Organisation, die aufs engste miteinander verknüpft sind. Die örtliche Gruppe ist eine Vereinigung Besitzender in einem von Natur gegebenen Gebiet; ihre Entstehung ist aber nicht politischer, sondern gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Art. Aber sie setzt einen gemeinsamen Besitz voraus: die Almende, die bürgerlichen Domänen. Und vom wirtschaftlichen und sozialen Leben geht sie nur zum politischen über, wenn sie sich verteidigen muss.

So ruht die Schweiz auf einer im wesentlichen konservativen Idee, der Idee der Verteidigung, aber auch auf einer Idee des Rechts, denn man verteidigt nur sein Recht, seine Rechte, die von Kaisern, Päpsten oder Oberlehnsherren sanktioniert sind. Und schliesslich ruht die örtliche Selbstverwaltung auf den Familien — die Schweiz ist ja letzten Endes ein Geflecht von Familien und hat deshalb auch allen Erschütterungen widerstanden.

Was ist nun der Föderalismus seinem eigentlichen Wesen nach?

Er ist ein Recht der menschlichen Person, ein ursprüngliches Recht, das nach der christlichen Auffassung des Menschen zu den präsozialen und protosozialen Rechten gehört.

Die präsozialen und protosozialen Rechte stellen keineswegs das alleinige Individuum dem alleinigen Staat gegenüber, wie es das Programm der waadtländischen «liberalen» Partei nach dessen Wiedergabe in der «Gazette de Lausanne» vom 21. Februar 1934 behauptet. Es handelt sich keineswegs um die Alternative Individuum — Staat. Wir finden hier den individualistischen, den liberalen Irrtum wieder. Der Staat ist nicht eine Addition gleicher Individuen, das allgemeine Interesse ist nicht eine Addition einzelner Interessen. Die ursprünglichen Rechte, die Rechte, die älter sind als die des Staates, sind die Rechte der menschlichen Person und Gesellschaft, der menschlichen Person in der Gesellschaft; denn wir können die Person ohne die Gesellschaft und die Gesellschaft ohne die Person nicht denken. Es handelt sich hier also nicht um einen politischen Vertrag zwischen dem Individuum und dem Staat, sondern um die Natur des Menschen selbst, um seine Natur, die die Gesellschaft und durch diese zugleich sich selbst bestimmt.

Dass die waadtländische «liberale» Partei das Bedürfnis gefühlt, ihre Politik philosophisch zu unterbauen, ist sehr lobens- und nachahmenswert. Diese Partei hat endlich begriffen, dass es das dringendste Bedürfnis des jetzigen Augenblicks ist, richtig zu denken. Aber leider müssen wir feststellen, dass ihr ganzes Programm von einem grundlegenden Irrtum über die wahre Natur des Menschen ausgeht.

Tatsächlich kann eine Partei, ein Regime, ein Staat keinen verhängnisvolleren Irrtum begehen, als die wahre Natur des Menschen zu verkennen. Wenn dieser Irrtum sogar die Grundlage bildet, wird ihn der Staat, das Regime, die Partei unfehlbar mit dem eigenen Sturze bezahlen. Aber gleichzeitig werden auch die Menschen selbst die Folgen dieses grundlegenden Irrtums an Gut und Leben spüren müssen.

Was ist also die wahre Natur des Menschen? Der Mensch ist ein zwiespältiges Wesen, das genau auf der Grenzscheide der beiden Welten, der Welt des Stoffes und der des Geistes, steht. Der Mensch ist eine unsterbliche Seele in einem

sterblichen Körper, ein beseelter Körper und ein verkörperter Geist. Zwischen dem Individuum und der Person, die das waadtländische Programm beständig verwechselt, besteht ein grundlegender Unterschied. Das Individuum ist nur eine zahlenmässige Einheit in einer Gattung, ein Teil in einem Ganzen. Der Mensch als Individuum gehört letzten Endes in die Zoologie; er erscheint uns unter seinem physischen Aspekt. Aber der Mensch als Person gehört in die Ontologie: er erscheint uns unter seinem geistigen Aspekt, als Seele. Das Individuum ordnet sich der Natur, die Person ordnet sich Gott unter. Als Individuum bin ich, um es zu wiederholen, nur Eins, und die Gesamtheit, der Staat besitzt Rechte auf mich: die Rechte des gemeinsamen Gutes auf die einzelnen Güter, die Rechte des Ganzen auf den Teil. Als Person aber bin ich Jemand, und nun habe ich Rechte auf den Staat, auf die Gesamtheit.

Dieser Unterschied zwischen dem Individuum und der Person ist von tiefster Bedeutung. Wohin wird es führen, wenn wir im Menschen nur noch das Individuum sehen? Wenn ich nur ein Individuum bin, wenn die menschliche Gesellschaft nur eine Addition von Individuen ist, von Individuen, die in den Augen des Staats alle gleich sind, dann ist das einzige Gesetz, das schliesslich noch gelten kann, das Gesetz der Zahl, das Gesetz des «eins und eins und eins» bis zu einer unermesslichen Zahl, worin die einzelne individuelle Einheit nicht mehr wahrzunehmen ist. Wenn ich nur ein Individuum bin, dann verschwinde ich durch eine Art gesetzlichen Selbstmord vollständig in der Masse. Wenn ich nur ein Individuum bin, dann betrachtet man mich praktisch als ein Wesen, das keine unsterbliche Seele besitzt. Dann zählt mein Leben nicht mehr mit, sobald ich es mit dem jahrhunderte- und jahrtausendealten Leben der Gesamtheit vergleiche. Der einzige Sinn meines Daseins besteht dann noch darin, mich restlos der Gesamtheit aufzuopfern. Ihre Forderungen werden für mich höchste Gesetze, ihre Moral wird die meine sein. Nichts wird mich mehr gegen sie beschützen. Mein geistiges Leben, mein Geist selbst werden sich ihr unterwerfen müssen. Eine solche Auffassung des Menschen bedeutet die Rückkehr zum Heidentum, und zwar zum niedrigsten Heidentum, das uns in den krassesten Materialismus stürzt. Und schliesslich wird der Mensch nur noch als reiner wirtschaftlicher Faktor, als reines Produktionselement aufgefasst werden.

Aber sobald ich die Person in mir betrachte, ändern sich meine Beziehungen zur Gesamtheit. Mein Leben ist unendlich viel länger als das ihrige, da ja meine Seele unsterblich ist und da das Leben der Gesamtheit, wie lang es auch daure, sich einmal auflöst und vergeht. Für den Christen ist es der letzte Sinn seines Daseins, in dieser Welt zu leben, ohne ihr vollständig anzugehören, sie von unten nach oben zu durchlaufen, um schliesslich zu Gott einzugehen. Der Christ nimmt die Welt an, wie Gott sie erdacht und gemäss der Naturordnung, die er ihr gegeben, aus sich heraus hervorgebracht hat. Aber er betrachtet sie nicht als seinen Zweck. Deshalb werden auch weder der Staat noch das Regime für den Christen jemals zu letzten Zwecken werden; denn sie sind für ihn nur Mittel. Deshalb fordert er auch von ihnen, dass sie ihm alle menschlich notwendigen Voraussetzungen für sein geistiges Leben verbürgen. «Zuerst müssen wir Gott dienen», wie Johanna von Arc sagte. Und dies ist die Daseinsberechtigung, die Aufgabe eines Staats und eines Regimes. Hier haben wir den Prüfstein, nach dem wir Staat und Regime beurteilen können. Was wird aus ihnen werden, wenn sie diese Aufgabe nicht mehr verstehen und nicht mehr erfüllen? Eine Tyrannei — der sie aber als erste zum Opfer fallen werden.

Jene menschlichen Voraussetzungen sind gerade die ursprünglichen Rechte, die ich angedeutet habe. Welches sind nun diese Rechte, die älter sind als der Staat, ja sogar älter als die menschliche Gesellschaft, und die der Mensch als Person besitzt? Das erste ist, sein Leben nach seinem letzten Ziel, nämlich Gott, einzurichten: die Rechte der Religion sind also höher als die Rechte des Staats, und unter diesen Rechten ist wiederum das erste, sich in einer religiösen Gemeinschaft zu organisieren. Der Staat darf nicht vergessen, dass sein eigener Ursprung religiöser Art ist: die Stadt hat sich um den Tempel herum gebildet, jedes staatliche Amt hat im Priesteramt sein Vorbild. Der weltliche Staat ist nur ein entarteter, zum Materialismus verdammter Staat, der schliesslich alle Autorität über die Menschen verlieren wird, sogar wenn er sich selbst zum Gott aufwirft und weiht. Das zweite Recht, das der Mensch als Person besitzt, ist, die irdischen Güter zu seiner eigenen Entfaltung auszunutzen, das Recht des Besitztums. Das dritte ist das Recht des Herdes, der Familie: die Familie ist tatsächlich viel älter als der Staat, da sich dieser ja durch die Vereinigung von Familien in immer weiteren Kreisen,

von der Gruppe über den Stamm bis zur Nation, gebildet hat. Das vierte ist das Recht, sich mit anderen Personen, die ein verwandtes Gewerbe treiben oder eine benachbarte Scholle bewohnen, zu verbinden: die berufsständische Organisation und der Föderalismus, die sich gegenseitig ergänzen, sind auch ursprüngliche Rechte. Schliesslich hat der Mensch selbst, dessen sozialen Wert nicht seine politischen Meinungen, sondern seine Arbeit bestimmen, das ursprüngliche Recht, nach dem eingeschätzt zu werden, worin er von anderen Menschen absticht und sich unterscheidet, anstatt in eine formlose Masse eingeschmolzen zu werden. Wie es in ein und demselben Gewerbe Menschen gibt, die mehr oder Wertvolleres leisten als andere, wie es erbliche Vorzugseigenschaften und ungewöhnliche Veranlagungen gibt, so bestehen auch Hierarchien unter den Menschen, und diese müssen geachtet werden. Die sozialen Autoritäten bestanden v o r den politischen, und diese haben nicht das Recht, jene zu erdrücken.

Wir müssen uns nun heute fragen, ob der gegenwärtige, moderne Staat — der unsere, das Regime — diese ursprünglichen Rechte achtet, ob er die menschliche Person und die menschliche Gesellschaft achtet, wie sie von der Naturordnung ursprünglich begründet und von der Geschichte langsam entfaltet worden sind. Denn wenn der Staat sie nicht oder ungenügend achtet, kann er zwar noch gesetzlich, legal sein, hat aber seine Rechtmässigkeit, seine Legitimität verloren.

SCHLUSS

Ist das heutige Regime noch rechtmässig?

Ist das heutige Regime, über dessen Gesetzlichkeit wir keinen Augenblick zweifeln, noch rechtmässig?

Man beachte den Unterschied zwischen gesetzlich und rechtmässig. Gesetzlich ist, was mit dem Gesetze übereinstimmt; rechtmässig ist, was sich auf das Recht gründet. Aber rechtmässig kann sich kein Regime nennen, das nicht auf die ursprünglichen Rechte der menschlichen Person, der Familie, der gesellschaftlichen Gruppen gegründet ist; rechtmässig kann sich kein Regime nennen, das diese Rechte verletzt; rechtmässig kann sich kein Regime nennen, dessen geschriebene Verfassung nicht mit der natürlichen, geschichtlichen Verfassung des Vaterlandes selbst im Einklang ist; rechtmässig kann sich kein Regime nennen, das sich unfähig erweist, seine nationale Aufgabe zu erfüllen.

Ist dies heute nicht so mit unserem demokratisch-absolutistischen Regime?

Wenn wir versuchen wollen, zu antworten oder wenigstens das Problem zu stellen, so müssen wir noch einmal versuchen, in Epochen zu denken. In Epochen denken heisst, wie wir zu zeigen versucht haben, unsre Demokratie nicht an und für sich, nicht als höchste und logische Krönung unserer ganzen Geschichte betrachten, sondern perspektivisch als eine unter anderen geschichtlichen Erscheinungen, die ihr im Laufe einer ununterbrochenen Entwicklung vorangegangen und gefolgt sind. Denn unsere Demokratie ist nicht einmal eine Konstante unserer Geschichte, sondern eine vorübergehende Form, die das 19. Jahrhundert mit einer Konstanten bemäntelt hat: der Konstanten der kleinen Gemeinschaft, der örtlichen Selbstverwaltung, was etwas ganz anderes ist.

Das heutige Regime ist eine erstarrte Revolution

Die Demokratie erscheint in unserer Geschichte wie eine erstarrte Revolution. Die Demokratie ist das Ergebnis einer Krise. Ich erinnere daran, dass alle Krisen, die wir bis heute durchgemacht haben, aus europäischen Umwälzungen hervorgegangen

sind. Die Krisen sind Versuche der Schweiz, sich solchen Umwälzungen anzupassen, diese sich zu assimilieren, aus ihnen ein neues Regime zu gewinnen. In diesem Sinn ist das demokratische Regime eine schweizerische Assimilation der französischen Revolution und der Revolutionen, die ihr in Frankreich und Europa folgten. Die Zeitspanne von 1798 bis 1848 ist in unsrer Geschichte eine ausgesprochen revolutionäre Zeitspanne.

Wir leben von der Vieldeutigkeit des Begriffs Demokratie. Wir nehmen alle das Wort in Anspruch, aber wir gehen völlig auseinander in der Auffassung seines Sinns. Aber wenn wir völlig uneinig sind über den S i n n des Wortes, so sind wir im Geiste, wenn gleich noch nicht in der Wirklichkeit, auch uneinig über das Regime, das das Wort zur Etikette hat. Auch hierin sehe ich eine revolutionäre Erscheinung: eine Revolution ist nicht beendigt, solange man sich über ihre Bedeutung streitet. Daraus ersehen wir, dass das 19. Jahrhundert für die Schweiz, genau wie für das übrige Europa, nicht der Anfang einer neuen Epoche, sondern eine Periode des Schwankens und der Unruhe zwischen den beiden Hauptphasen einer und derselben Revolution war.

Bei einer Begriffsbestimmung kommt es auf das Wesen und nicht auf die äussere Erscheinung an. Auf Grund einer stillschweigenden Uebereinkunft, eines Burgfriedens, dessen wir uns alle lange erfreut haben, sind wir uns über die äussere Erscheinung, d. h. über die F o r m unserer Demokratie, über das S y s t e m einig geworden. Aber unter dieser Einigkeit über die Erscheinung der Demokratie besteht die Uneinigkeit über ihren Geist weiter. Und gerade darauf kommt es doch bei einem Regime an, besonders bei einem modernen Regime, da ja die modernen Regime die gefährliche Eigentümlichkeit haben, auf Ideologien und Schwärmereien zu beruhen. Der Geist unserer Demokratie ist und bleibt also im wesentlichen der l i b e r a l - d e m o k r a t i s c h e G e i s t : es ist der Demokratismus, dessen Ideologie der Menschenrechte wir der französischen Revolution, den Aufklärungsphilosophen, besonders Rousseau verdanken. Der Umstand, dass Rousseau Genfer ist, dass der Helvetismus des 18. Jahrhunderts eine Quelle der liberal-demokratischen Bewegung ist, kann unsere Behauptung in keiner Weise schwächen. Der herrschende Geist in einem Regime ist immer der Geist der Partei, die es zum Sieg geführt hat und es lenkt. Und niemand kann leugnen, dass diese Partei bei uns die liberale Partei, der F r e i s i n n ist.

Das heutige Regime ist ein Kompromiss zwischen der Revolution und der alten Schweiz

Die grossen Freisinnigen und ihre Nachfolger waren immerhin klug und geschickt genug, nie die letzten Konsequenzen ihrer Macht oder auch nur ihrer Ideen zu ziehen. Sie waren klug und geschickt genug zu versuchen, ein Gleichgewicht zwischen der alten und der neuen Schweiz herzustellen und an der Tradition anzuknüpfen. Dass dieser Versuch schliesslich zur Fälschung unserer Geschichte geführt hat, wissen wir. Aber wir müssen ihnen den Ruhm lassen, dass sie lange erfolgreich gewesen sind.

Wir beginnen heute zu merken, dass dieses Gleichgewicht in Wahrheit ein Kompromiss war. Wir können wohl ein Gleichgewicht auf zwei verschiedenen Grundlagen herstellen, wenn sie absolut fest sind. Aber nichts ist absolut, definitiv in der Politik und in der Geschichte, nichts ist fest, selbst wenn wir der Festigkeit nur eine relative Geltung einräumen. In Wahrheit ruhte dieser Kompromiss auf zwei Dynamismen: auf dem Dynamismus der revolutionären Idee, die ihre eigene Tendenz vorwärts treibt, um all ihre Folgen zu verwirklichen, und auf dem Dynamismus der alten Schweiz, der natürlichen Kraft unserer Konstanten und unserer Tradition. Zwischen der revolutionären Idee, die zur Verstaatlichung und zum Sozialismus treibt und sogar weiter, gegen Moskau, treiben könnte, und der traditionellen Idee, die wieder erwacht und reagiert, ist ein Riss, ein Graben entstanden, der, immer breiter und tiefer, heute das liberal-demokratische Regime zu verschlingen droht.

Dieser Kompromiss zeigt sich schon deutlich in der Verfassung von 1848 und besonders in der von 1874: der alten Schweiz gehört die Vorrede, alles andere prägt der Geist der Revolution.

Am Scheideweg

Unsere Lage zeigt sich als reine Alternative: entweder lassen wir die Dinge treiben, wie sie treiben, und gehen von der liberalen Demokratie zum Staatsabsolutismus, vom Staatsabsolutismus zum K o m m u n i s m u s über, oder aber wir machen eine Revolution gegen die Revolution, d. h. eine G e g e n r e v o l u t i o n, ein Bündnis, über das 19. Jahrhundert, unser altes Regime, hinweg, zwischen der alten Schweiz und der neuen Zeit.

Man wird mir entgegenhalten: «Aber das heisst doch letzten Endes, zwischen zwei Diktaturen, der des Proletariats und der einer Front, wählen.» Worauf ich antworte: wenn wir eben die Dinge gehen lassen, wie sie gehen, ohne die geringste Anstrengung, werden wir unvermeidlich zu der einen oder anderen dieser beiden Diktaturen gelangen.

Verlieren wir nicht aus dem Auge, was den gegenwärtigen Augenblick bedingt und beherrscht: die «Krise», die immer grössere Unwahrscheinlichkeit, dass unser Land seinen Lebensstandard, ja seine wirtschaftliche Unabhängigkeit halten kann. Vergessen wir nicht, dass die Krise in einer finanziellen Pleite enden kann. Aber sobald es zu einer finanziellen Pleite kommt, macht jedes Volk, in einer instinktiven und machtvollen Empörung, das Regime dafür verantwortlich und reisst es zu Boden. Das könnte das Schicksal unseres demokratischen Regimes werden. Numa Droz sah zwar die wirtschaftliche Krise nicht kommen; aber trotzdem führte ihn die Betrachtung unserer demokratischen Entwicklung und unserer Geschichte dazu zu schreiben: «Lässt sich nicht voraussehen, dass die Demokratie, überdrüssig, so viele Befugnisse auszuüben, sich dieser aus lauter Klugheit von selbst entschlagen oder durch eine Diktatur, die die Auswüchse der Massenherrschaft hervorgebracht hat, entziehen lassen wird? Wie sich alles auf dieser Welt ändert, ist dies eine durchaus denkbare, ja ich möchte sagen sichere Annahme.» Numa Droz schrieb dies vor vierunddreissig Jahren. Verbrauchte Regime, Umkehr.

Entweder wird sich unsere Demokratie selbst — aber gründlich — revidieren, oder sie wird zugrunde gehen.

Unsere Demokratie bedarf einer gründlichen Revision

Aber die gründliche Revision der Demokratie durch die Demokratie fordert von der Demokratie, dass sie so klug sei, sich selbst einzuschränken, sich an ihren wahren Platz zurück zu begeben und wenigstens einen Teil dessen, was sie verbrannt hatte, anzubeten und den Demokratismus, den sie angebetet hatte, zu verbrennen.

Wird dies möglich sein? Was ein Regime am leichtesten wegwirft, das sind Menschen und äussere Formen; was es am schwersten wegwirft, das ist sein Geist.

Wir sehen jetzt, dass der Fehler darin bestand, aus der Demokratie ein Absolutes und folglich einen Absolutismus, eine Gleichschaltung zu machen. Das ist die politische Demokratie. Was ist nun geschehen? Die politische Demokratie macht die wirtschaftliche und administrative Demokratie unmöglich. Und zwar durch den bürokratischen und zentralistischen Staatsabsolutismus.

Der demokratische Oberbau erstickt mit seinem Gewicht den demokratischen Unterbau. Die theoretische Demokratie, deren Geist der Demokratismus ist, kniet auf der Brust der geschichtlichen Demokratie, der einzigen, die wir noch als wirklich schweizerisch ansehen können. Immer der Kampf des Lands in seiner Legalität gegen das Land als Wirklichkeit und als Leben.

Die Demokratie überall durchsetzen, bis in das Privatleben, bis in die Ideen und die Art, sich zu kleiden, bedeutet ebensoviel, wie sie nirgends haben. Denn die Total-Demokratie lässt sich nicht verwirklichen. Verwirklichen lässt sich die Demokratie nur auf ihrer Ebene und an ihrem Platz, d. h. rein politisch.

Ich glaube nicht, dass die mittelalterlichen Republiken Demokratien genannt werden können; ich habe dafür meine guten Gründe, sowohl historische als auch philologische. Ich finde eine solche Auffassung sogar gefährlich; denn sie schafft eine Verwirrung, aus der einzig die theoretische, revolutionäre Demokratie Gewinn ziehen kann. Wenn wir aber, aus bekannten sentimentalen Gründen, das Wort trotzdem brauchen wollen, so müssen wir ihm seine genaue Bedeutung geben: die Bedeutung der *örtlichen Autonomie in den Familien, den Berufsständen, der Verwaltung*. Es ist die Grundlage der Schweiz, die aber heute dank dem Demokratismus beinahe zerstört ist. Diese Grundlage wiederherzustellen ist also äusserst dringend.

An der Spitze tut dagegen eine unverzügliche Verstärkung der Autorität not, vor allem die Befreiung von den Parteien und dem Parlamentarismus.

Zwischen der Grundlage und der Spitze müssen wir die sozialen Autoritäten wiederherstellen oder sich wiederherstellen lassen, die *gesellschaftlichen Autoritäten*, ohne die ein Volk unvollständig, gar nicht wirklich ein Volk ist. Unter gesellschaftlichen Autoritäten verstehe ich mit Le Play nicht offizielle Autoritäten, sondern im Gegenteil Männer, die meistens nicht an den Staat gebunden sind, den Schatz der gesellschaftlichen Wahrheiten

und der Tradition bewachen und selbst aus Tradition, Beruf, Atavismus die Gabe besitzen, um sich herum die Kontinuität, Ordnung und Frieden zu verbürgen. Wenn wir nur die Aristokratie des Geistes anerkennen — eine liberale Idee —, dann vergessen wir, dass der Geist selbst zuerst aristokratisch werden muss — eine Wahrheit, die wir Nietzsche verdanken.

Unsere Demokratie war in Wirklichkeit immer eine Aristo-Demokratie. Der Fehler des patrizischen Regimes war, das demokratische Element zu unterdrücken; das aristokratische Element zu unterdrücken war der Fehler des demokratischen Regimes. Jenes verschloss sich nach unten, dieses verschloss sich nach oben. Das eine ist tot, und das andere ist auf dem Wege zu sterben, aus Mangel an Persönlichkeiten. Das eine wie das andere haben am Ende Angst vor dem Geiste, Angst vor der Persönlichkeit gehabt.

Aber wir sehen heute ein, wie nötig es ist, mit dem Regime der Anonymität und der Kollektivität, der Unverantwortlichkeit und der Unpersönlichkeit, d. h. in einem Wort mit der H e r r s c h a f t d e r M i t t e l m ä s s i g k e i t aufzuräumen. Die gehässige und krankhafte Angst unserer Demokratie vor allem, was über ihr Mass geht — von der Vornehmheit der Sitten bis zu der des Geistes — ist das sicherste Zeichen ihrer eignen Entartung. In dieser Hinsicht sind selbst diejenigen, die sich konservativ nennen oder es sind, die sich als Vertreter der Tradition, der alten Schweiz erklären, nicht ganz unschuldig. Sie sind nicht ganz unschuldig, weil sie, obschon sie den religiösen und den wirtschaftlichen Liberalismus bestritten und aus dem politischen Liberalismus die Demokratie zu gewinnen sich bemühten, nichtsdestoweniger dessen übelstes jakobinisches Gleichheitssystem beibehielten.

Wenn also unsre Demokratie beabsichtigt, sich zu erneuern, so haben wir hier einen Prüfstein, an dem wir die Ernsthaftigkeit ihrer Absichten messen können: ihre Haltung gegenüber der Religion, den Kirchen, gegenüber den gesellschaftlichen Autoritäten und den überlegenen Geistern.

Unser Volk findet seine wahren Stützen nur in der U e b e r - l e g e n h e i t — es ist höchte Zeit, dass es dies einsieht. Die menschliche Gesellschaft ist nicht ein Tisch, auf dem alle Dinge nebeneinander stehen, sondern ein Gebäude mit Grundmauern, Stockwerken und einem Dach.

Die Demokratie gehört jedermann, selbst ihren schlimmsten Feinden; die Schweiz gehört nur den schollenverwurzelten, schweizerischen Volksstämmen, nicht den von heute auf morgen Eingebürgerten, den Einwanderern, selbst aus dem Innern der Schweiz, und noch weniger den unerwünschten Heimatlosen und Abenteurern. Dies bedeutet eine Entartung unsrer alten Gastlichkeit, des Assimilationsprinzips — ihre Folgen sehen wir heute in Genf.

Die Schweiz wird nur ihren Sinn, ihren Wert und ihre unerlässliche Eigenart in Europa haben, wenn sie die Qualität pflegt. Aber die Qualität pflegen heisst das pflegen, was verschieden, vielfältig, persönlich, zusammengesetzt ist. Dies verhindert in keiner Weise die Einheit, im Gegenteil, es ist deren tiefere Voraussetzung. Der Philosoph Sertillanges sagt: «Ein Organismus wird um so mehr zu einer Einheit, als seine Differenzierung zunimmt und seine Funktionen sich vermehren, vorausgesetzt, dass diese Differenzierung nicht von aussen, sondern aus einem inneren Prinzip geschieht, das sich in mannigfaltigerer Weise zu offenbaren strebt. Der Mensch ist mehr eine Einheit als die Auster oder das Urtier. Der Beweis: das zerschnittene Urtier lebt weiter — man versuche einen Menschen entzwei zu sägen!» Der demokratische Staatsabsolutismus aber ist auf dem besten Wege, die Schweizer wieder zu Urtieren zu machen.

Man will die Korporation, die berufsständische Organisation wieder herstellen, die mit dem Föderalismus die doppelte Grundlage der neuen Schweiz bilden soll. Gewiss ist der Fortschritt, den die Korporationenidee in den Geistern macht, ein Zeichen der Besinnung. Aber vergessen wir nicht, dass sich die berufsständische Organisation nicht in einem Tage durchführen lassen wird. Vernünftigerweise müssen wir zugeben, dass es mindestens eine Generation braucht, bis sie Wurzel fasst und richtig in Gang kommt, und dass es eine weitere Generation braucht, bis sie ihre politischen und sozialen Wirkungen zeigt. Ein halbes Jahrhundert! Aber was wird mit uns geschehen sein, mit uns, der Schweiz und Europa, in einem halben Jahrhundert? Die Geschehnisse der jüngsten Vergangenheit, der Gegenwart und der nächsten Zukunft lassen uns keine Möglichkeit zu langsamen Reformen. So notwendig auch die berufsständische Organisation ist, so dürfen wir doch nicht auf sie als unsere erste Schutzmassnahme zählen. Wenn sie auch die erste aller Reformen ist, die wir uns vornehmen müssen, so wird sie doch vielleicht die letzte sein, die wir wirklich werden durch-

führen können. Sie ist übrigens keineswegs ein Universalheilmittel, und wir laufen Gefahr, sie als ein solches zu betrachten.

Nach welcher Seite ich auch das Problem unseres Daseins, unseres Wiederaufbaus wende und prüfe: es scheint mir einzig und allein durch die Anwendung eines Autoritätsprinzips lösbar. Die Schweiz ist krank: sie muss sich einem Arzt anvertrauen. Sie braucht einen Mann und nicht nur Männer. Einzig und allein die Autorität eines Führers während der Uebergangsperiode wird uns vor der Diktatur retten. Es fehlt uns ein Haupt an der Spitze unserer Einrichtungen. Hätten wir doch die Vereinigten Staaten bis zu ihrer Präsidentschaft hinauf nachgeahmt! Hätten wir doch noch unseren Landammann der Schweiz!

Zusammenfassung der Situation

Unsere Existenz wird nicht nur von uns selbst bestimmt, sondern auch noch von den Ereignissen und von Europa.

Die Ereignisse, die Europa seit 1914 erlebt, haben in der Schweiz eine Krise bewirkt. Diese vorerst wirtschaftliche Krise ist auf dem besten Wege, politisch zu werden: eine Regime-Krise. Wir finden hier den Rhythmus unserer Geschichte wieder.

Diese Krise von heute erscheint gefährlicher für unser ganzes Dasein als die der Reformation oder die der französischen Revolution, weil hier zwei Faktoren dazukommen, die die Vergangenheit nicht kennen konnte: die Unmöglichkeit, unsere wirtschaftliche Unabhängigkeit zu bewahren, und der Marxismus, der Verneiner jeder Religion, jeder Heimat.

Es gilt, die Krise zu durchschreiten; dazu müssen wir uns vor allem andern der neuen Welt anpassen.

Uns der neuen Welt anpassen heisst, ein Bündnis zwischen der alten Schweiz, also den Prinzipien, auf die sie sich gründete, ihren «Konstanten», und dieser neuen Welt schliessen. Wir treten in eine neue Epoche der Geschichte ein, was ein neues Regime voraussetzt, selbst wenn sich dieses Regime immer noch Demokratie betiteln sollte.

Prägen wir uns diese Wahrheit ein: ein Regime ist nie ein Selbstzweck, sondern ein Mittel; der Zweck ist das Vaterland, und das Regime ist nur das Mittel, die Unabhängigkeit des Vaterlandes zu bewahren, zu verteidigen und zu fördern, das nationale Leben zu sichern. Die Demokratie hat sich also der Schweiz unterzuordnen und nicht die Schweiz der Demokratie. Wir dürfen nie das Vaterland mit einem Regime verwechseln, denn die Regime vergehen und das Vaterland bleibt.

Ist unsere heutige Demokratie noch imstande, die Unabhängigkeit der Schweiz zu bewahren, zu verteidigen und zu fördern, unser nationales Leben zu sichern, zu den grundlegenden Prinzipien, auf die sich die Schweiz gründet, zurückzukehren? Für unsere Demokratie bedeutet diese Frage nichts anderes als die Frage ihrer Rechtmässigkeit, ihrer Legitimität!

Denn es geht nicht etwa nur um die Demokratie, das Regime, sondern es geht um die Schweiz selbst.

Also noch einmal: die Schweiz hat sich heute über die Voraussetzungen ihres Daseins Rechenschaft zu geben.

Der letzte Sinn des Daseins der Schweiz

Die Schweiz muss sich sehr ernsthaft fragen, was der Sinn ihres Daseins ist.

Der Sinn ihres Daseins ist nicht wirtschaftlicher Art: wenn die Schweiz nur eine wirtschaftliche Interessengenossenschaft ist, so bleibt dieser Genossenschaft jetzt schon nichts anderes übrig, als Konkurs zu erklären und sich aufzulösen. Unser Materialismus rächt sich an uns selbst.

Der Sinn des Daseins der Schweiz ist auch nicht politischer Art, da ja die Politik dazu da ist, dem Sinn des Daseins zu dienen. Als Sinn ihres Daseins bleiben uns nur noch die moralischen und geistigen Werte, die ursprüngliche und besondere Kulturform, deren einziges Muster wir in Europa gewesen und sogar heute noch sind und auch in Zukunft zu sein die Aufgabe haben.

Denn es handelt sich tatsächlich um eine Aufgabe und nicht um das Wohlergehen, mit dem es aus ist, oder um einen Lebensstandard, auf den wir morgen werden verzichten müssen. Und diese Aufgabe hat ihre Gefahren.

Wenn wir leben wollen, müssen wir den Mut haben, in *Gefahren* zu leben. *Wir müssen zu Heroismus und Grösse zurückkehren.*

Die Schweiz ist klein, aber ihre Volksstämme sind gross, weil sie unsere ganze Geschichte bilden. Unsere Volksstämme sind nicht die Gesamtheit der Wähler, nicht das Proletariat gegenüber dem Bürgertum, nicht eine Eliten erdrückende Masse. « *Was heisst Volk?* » schreibt der grosse russische Philosoph Nikolai Berdiajew «Diese Menschengeneration, die sich von der grossen Vergangenheit gelöst und an einen Fetzen Zeit geklammert hat, diese nur heutige Generation, die sich als Richter der geschichtlichen Schicksale aufspielt, können wir nicht Volk nennen. Das Volk ist ein grosses geschichtliches Ganzes, das alle Generationen verbindet und umfasst, nicht nur die lebenden, sondern auch die vergangenen, die Generationen unserer Väter und unserer Ahnen, nicht nur die sterblichen Leiber, sondern auch die unsterblichen Seelen.» Und nach einem Ausspruch August Comtes erkläre ich, dass jedes Vaterland — schon der Name sagt es — aus mehr Toten als Lebenden besteht. Und dies ist auch der wahre Sinn, der christliche Sinn des Wortes Volk, der einzige Sinn, der aus unserem kleinen Land eine grosse Nation machen kann.





